Eine Fahrt durch's Land der Rastelbinder.

Bilder und Skizzen aus Nordungarn

von

Rudolf Bergner.

Leipzig,
Verlag von Hermann Bruckner.
1883.

Eine Fahrt

durch's Land der Rastelbinder.

Eine Fahrt
durch's Land der Rastelbinder.

Bilder und Skizzen aus Nordungarn

von

Rudolf Bergner.

Leipzig,
Verlag von Hermann Bruckner.
1883.

Vorwort.

Bei der Herausgabe des vorliegenden kleinen Buches ist der Verfasser von dem Wunsche geleitet worden, die Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublikums auf ein fleißiges und intelligentes, jedoch armes Volk zu richten, auf ein Volk, welches in der großen ethnographischen Lotterie der Jahrhunderte ein schlechteres Loos gezogen als es verdient.

Tagtäglich sieht man in Deutschland Angehörige des Slovakenvolkes als Rastelbinder vorüberziehen; man giebt ihnen eine Kleinigkeit oder weist sie mißtrauisch zurück, hält es aber nicht der Mühe werth, Näheres über dieses Volk, seine Sitten und Gebräuche, sowie über die Gegend, die es bewohnt, zu erfahren. So kommt es, daß man sich in Deutschland in ziemlicher Unkenntniß über ein Land befindet, welches des Interessanten und Originellen mehr als genug bietet, und daß man den Charakter seiner Bewohner vielfach verkennt. Und doch ist der letztere schlicht und harmlos wie das Gebirgsland, welches der Slovake mit deutschen Stämmen und einzelnen, armseligen Zigeunern theilt, und welches ihn zwingt, als wandernder

Leinwand-, Glaswaaren- und Galanteriewaarenhändler, als Kesselflicker und Tagelöhner in die weite Welt hinauszuziehen, um daselbst durch Fleiß und redliche Arbeit das zu erwerben, was ihm seine Karpathen versagt, und um sich so aus einer drückenden, verarmten Lage zu befreien, in welche ihn zwei Feinde gebracht haben: der Branntwein und — die Juden. Verfasser erklärt in Bezug auf letztere hierbei ausdrücklich, daß vorliegendes Werkchen nicht den Zweck hat, die große Zahl der antisemitischen Broschüren zu vermehren, daß er vielmehr nur von dem aufrichtigen Bestreben geleitet worden ist, Land und Leute, sowie ihre Verhältnisse wahr und treu zu schildern. Daß diese wahrheitsgemäße Beschreibung so manches herb erscheinende Urtheil über die Juden enthält, möge nicht als seine, sondern als die Schuld wirklich zu constatirender Umstände erachtet werden. Noch hebt er hervor, daß das kleine Buch keinen Anspruch erhebt, streng ethnographisch fördernd zu sein; es will nur in anregender Weise über einen vielfach verkannten Volksstamm einigermaßen aufklärend wirken.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Seite

Die Donaufahrt von Wien nach Preßburg. — Preßburg. — Eintritt in die Slovakei. — Das Slovakenvolk und seine Sprache. — Religionsverhältnisse und die Geistlichkeit. — Der Adlige, der Bürger und der Bauer. — Bodenverhältnisse und Industrie. — Verbrechen und Diebstähle. — Gemeinsame Eigenthümlichkeiten der Slovaken. — Bösing Stadt und Bad. — Die Bauern des Preßburger Comitates. — Schloß Bibersburg. — Ein slovakisches Volkslied 1

II.

Die Ebene und das Dorf B. — Slovakische Schenken. — Die Juden und die slovakische Judenfrage. — Tyrnau. — Die Jahre 1848 und 1849. — Das Neutraer Comitat. — Der Badeort Pystián. — Mein erster Sonntag in der Slovakei 22

III.

Das Comitat Trentschin und die Stadt Trentschin. — Trentschin-Teplitz. — Fahrt durchs Waagthal. — Seitenthäler des Slovakenlandes und slovakische Friedhöfe. — Die Zigeuner in Nordungarn. — Die Waag und der Holzhandel. — Predmér und slovakische Bettler. — Drei Slovaken fand ich einmal 34

IV.

Sillein, Mittelpunkt der ganzen Gegend. — Ein Viehmarkt. — Das Frohnleichnamsfest. — Im Kloster. — Eine Tanninmühle. — Das Dorf Szulyov und die Szulyover Felsen. — Slivovitz und Borovicka. — Das Rastelbinderdorf Rovne und die Rastelbinder. — Von Sillein zum Jablunkapaß . 50

V.

Seite

Ein Fockosch und seine Geschichte. — Rajecc. — Der Bär. — Bärengeschichten. — Die Spitzbubendörfer Rosina und Jackov. — Das Innere der Gebirgsbauernhäuser. — Das Dorf Cicman und die dasige Tracht. — Drei Landsleute . 67

VI.

Eine Gebirgswanderung. — Der Wolf und das Wildschwein. — Bei den Nachfolgern der Gepiden und Heruler. — Eine Bauernhochzeit. — Ein Arzt und Apotheker. — Das Thuroczer Comitat. — Kremnitz und Schemnitz. — Das Barscher und Sohler Comitat. — Das Land Arva, die slovakische Schweiz, und sein Hirtenleben 87

VII.

Die Liptau und ihre Städte. — Das Johannisfeuer und andere Volksgebräuche. — Volkslieder und Sagen. — Leben im Winter. — Das Fingerhakeln. — Das Majalisfest. — Sittlichkeit bei den Slovaken 107

VIII.

Die Hohe Tatra und der Csorbaer See. — Badeleben in Schmecks. — Ein Jahrmarkt. — Die Zips und die Zipser Städte. — Zur Dobschauer Eishöhle. — Das Gömörer Comitat. — Fahrt von Rosenau nach Kaschau. — Austritt aus der slovakischen Welt 119

I.

Die Donaufahrt von Wien nach Preßburg. — Preßburg. — Eintritt in die Slovakei. — Das Slovakenvolk und seine Sprache. — Religionsverhältnisse und die Geistlichkeit. — Der Adlige, der Bürger und der Bauer. — Bodenverhältnisse und Industrie. — Verbrechen und Diebstähle. — Gemeinsame Eigenthümlichkeiten der Slovaken. — Bösing Stadt und Bad. — Die Bauern des Preßburger Comitates. — Schloß Bibersburg. — Ein slovakisches Volkslied. —

Es war ein etwas kühler, fast unfreundlicher Junimorgen, an dem uns das Dampfboot aus der herrlichen Kaiserstadt an der Donau, wo es sich bei Nockerln und Strudeln, sowie im etwas staubigen, altersgrauen Prater so lustig leben läßt, hinausführte. Die Reisegesellschaft bot ein weniger interessantes Bild dar, als die von Passau nach Wien. Während dort zahlreiche schmächtige Engländerinnen und graziöse Französinnen sich durch ihr Idiom bemerkbar machten, waren dieselben hier nur in geringer Anzahl vertreten, wohingegen das semitische Element den größten Theil der Passagiere bildete. Auf dem vorderen Theile des Schiffes bemerkte man auch Landleute in ihren dunkeln einfachen Röcken und runden Hüten, die mit Weib und Kind sich gelagert hatten, und deren kurze Tabakspfeifen offenbar versuchten dem Schlot des Dampfers Concurrenz zu machen. Die Landschaft war anfangs einförmig wie eine asiatische Steppe; die Ufer waren flach und mit Weiden besetzt, hinter denen sich Lärchen, Birken nnd andere leichte Hölzer erhoben, deren Dürftigkeit an aussterbende, vergessene Völker erinnerte. Zuweilen fuhren wir an Schiffsmühlen vorüber, deren wenige Bewohner die einzigen sichtbaren Wesen waren, und welche sich als Spielzeug eines Riesenfräuleins ausnahmen, das dieses

hierhergesetzt und über dem Zeitenlauf vergessen abzuholen. Erst nach längerer Fahrt bot die Landschaft ein belebteres, interessanteres Bild dar und ermahnte einigermaßen an die herrliche Strecke von Linz nach Wien. Doch hier wie dort gelangt die Verschiedenheit der Donau- von der Rheinfahrt klar und scharf zum Ausdruck. Während am Rhein Burgen mit epheuumranktem Söller, herrliche Weinberge und blühende Ortschaften in ununterbrochener Reihe vorüberziehen, treten die malerischen Punkte an der Donau langsam und in Zwischenpausen heran; während der Reisende dort wie im Rausch begeistert dahinfährt, hat er hier ebensoviel Muße sich auf den Genuß des nächsten Bildes gehörig vorzubereiten wie bei einem Cyclorama. In blauen Linien hoben sich vom Horizonte endlich die Ausläufer der Kleinen Karpathen ab, rechts lag auf einer Anhöhe das alte Petronell, vor uns am Fuße eines gewaltigen, langgezogenen Höhenrückens das freundliche Deutsch-Altenburg mit seinen hellgelben und weißen Gebäuden, bis zu welchem die Mauern des alten Carnuntum einstens reichten. Diese wichtige Station der römischen Donauflottille mag eine gewaltige Ausdehnung besessen haben, denn auf beiden Ufern ziehen sich weithin die Reste der alten Befestigungen, Mauern und Thürme, welche wie eine Sammlung von Rolandstatuen griesgrämig dreinschauen und an jene Jahrhunderte erinnern, in denen die Donau unzähligen Völkerschaften als Heerstraße diente, für deren unbändige Kraft Europa zu klein war.

Carnuntum spielte in dieser Zeit eine bedeutende Rolle. Gleich wichtig als Handels-, Militär- und Luxusstadt besaß es seine Bäder, in denen schöne Frauen den marmorweißen Leib pflegten, berühmte Tempel und ein Amphitheater, in welchem die stolzen Weltbeherrscher ihre Langeweile tödteten. Hier errichtete Tiberius einen Triumphbogen, hier schrieb Marcus Aurelius, der Bezwinger der Barbaren, seine „Gedanken“, hier wurden Septimus Severus

und Licinus von den begeisterten Legionen als Kaiser ausgerufen, hier war es, wo Diocletian freiwillig der mächtigsten, herrlichsten Krone auf Erden entsagte. Im Hafen Carnuntums war der Verkehr so groß, wie in dem sagenhaften Vineta, wie in Adria und Aquileja und wie später in dem feenhaft reichen, zauberhaften Gran, dessen Frauen so wunderbar schön und unter der Bezeichnung der „tausend Schönheiten Grans“ so verrufen waren. Hunderte von römischen Galeeren führten täglich neue Kriegsschaaren nach diesem wichtigen Municipium, hunderte von Schiffen brachten die Erzeugnisse fremder Länder hierher, gewaltig war der Verkehr mit Vindobona (Wien), Reginium (Regensburg), Alcimonnis (Ulm) und Comaronium (Komorn), bis endlich die Morgenröthe einer neuen Zeit anbrach und das morsche römische Reich den urwüchsigen Germanen und den wilden Hunnen erlag.

Von kahlem, in den Strom schroff hereinragenden Fels grüßen sodann auch vom linken Ufer alte Befestigungen herab, weithin gezogen, mit gut erhaltenem Thor und darunter liegendem Ort. Das ist Theben, der erste ungarische Punkt. Am Fuße der alten Ruine sitzt ruhig ein Fischer in weißen Hemdärmeln; fast scheint es, als wäre er mit diesem antiken Bild verwachsen und für dasselbe unentbehrlich. Hierauf verflachen sich die leicht bewaldeten, freundlichen Ufer, und frisches Grün erobert Auge und Herz, ein siegreicher Gegner der Farbe, in welche sich die alten Römerthürme gehüllt. Während wir noch einen Blick nach rückwärts zu den entschwindenden Ruinen werfen, tauchen aus dem Hintergrunde die Trümmer eines gewaltigen Kastelles empor, und nach wenigen Minuten legt unser Schiff am Fuße der Preßburger Schloßruine in der alten ungarischen Krönungsstadt an.

Obgleich Preßburg, die Eingangspforte zum großen Ungarland, lange Zeit eine rein deutsche Stadt gewesen, so hat doch die Sucht alles zu magyarisiren auch hier bedeutende Erfolge errungen, und es ist vorauszusehen,

daß Preßburg in einigen Decennien einen echt magyarischen Charakter zur Schau tragen wird. Einen fremdartigen Eindruck macht es auf den nüchternen Norddeutschen, wenn er die alte, historisch so wichtige, ungarische Krönungsstadt betritt und die Honvedtruppen in ihren rothen Hosen, blauen kurzen Jacken und rothen Mützen, sammt ihren dunkelblau gekleideten Officieren leichten Schrittes vorüberziehen sieht. Dazu tönen ungarische und slovakische Laute an sein Ohr, und die kleinen Slovakenjungen sehen in ihren grauen, ausgefranzten Leinwandhosen ebenso seltsam aus wie die ungarischen Bauern, die mit einfachen Leiterwagen und den kleinen ungarischen, langhaarigen Pferden erschienen sind, oder gar mit vorgespanntem weißen und gelblichen Hornvieh, welches trotz der langen Hörner recht gutmüthig dreinschaut. Die Marktfrauen sitzen mit der Würde altgriechischer Rathsherren auf den Plätzen und Straßen und gewähren gleich den anderen weiblichen Erscheinungen mit ihren bunten Kopftüchern und gesunden, vollen Gesichtern demjenigen einen beruhigenden, erfrischenden Anblick, der acht Tage lang die bleichen, blutarmen, interessanten Gesichter der feschen Wienerinnen beobachtet. Allerdings wird man zur selben Zeit auf weniger angenehme Art an das schöne Wien erinnert, denn auch hier findet in vielen Hausfluren durch diverse Leierkasten ein ziemlich unharmonisches Concert statt, so daß man ohne viel Uebertreibung sagen könnte:

„In jedem Haus ein Klimperkasten,
in jedem Haus ein Leiermann.“

Die niedrigen ein- bis zweistöckigen Gebäude verleihen der Stadt ein ungarisches Gepräge, die Firmen dagegen bieten den Nationalitätenstreit dar. Da finden sich neben magyarischen Anzeigen noch Schuhmacher, Herrenkleidermacher, Bindermeister, Milchschleiße, zuweilen auch vielversprechende Schilder, wie: „Joseph Kesselbauer erzeugt alle Sorten von echtem Zwieback und versendet ihn in

größeren und kleineren Parthien.“ Die meisten Firmen sind indessen in deutscher und magyarischer Sprache angebracht, so daß ja kein Irrthum obliegen kann und keine Nation Grund findet, den Kaufmann zu meiden.

Preßburg ist die geschichtlich merkwürdigste Stadt Ungarns, das magyarische Aachen. Obgleich an der Grenze gelegen, also dem Ausland leicht zugänglich, fand hier die Krönung statt, tagte hier der Landtag und residirt noch heute der Fürstprimas. Hier kam der ganze Adel des Landes zusammen und Preßburg bot ein buntes, stolzes Bild dar, sobald der Reichstag hier eröffnet wurde oder der König der Magyaren sich zu dem schönen Krönungsdom zu St. Martin begab und nach beendeter Ceremonie auf dem Krönungshügel nach den vier Himmelsgegenden die weltbekannten Schwerthiebe führte. Der Krönungshügel ist seit einem Jahre abgetragen, und es wird bald die Zeit kommen, wo mancher Preßburger Bewohner sich desselben nicht mehr entsinnen kann; der Dom zu St. Martin erhebt sich allerdings noch stolz wie das Scepter eines Königs der Riesen in die Lüfte, aber wenig beachtet scheint er wie die malerischen Schloßruinen von vergangenen Zeiten zu träumen. Mittelst steiler Gäßchen und Treppen, auf denen volle, gesunde Kinder spielen, die an die bausbäckigen Engel der Kranach-schen Bilder erinnern, führt uns der Weg vom Dom aus zu den Ruinen empor.

Von dem einen der vier 1811 beim Schloßbrand zerstörten Thürme bietet sich eine großartige Fernsicht dar. Zu unseren Füßen breitet sich die alte Stadt mit dem Krönungsdom, ihren vielen Kirchen, einzelnen öffentlichen hervorragenden Gebäuden und zahlreichen weißen und gelblichen Häusern aus. Bedeutend gehoben wird der Anblick durch den mächtigen Donaustrom, der von Wien herüberkommend, weithin sichtbar in die reiche ungarische Ebene hineinzieht und behaglich wie der Krieger nach der Schlacht seine mächtigen Wassermassen unbe-

hindert von Bergen und Felsen ausbreiten kann. Still ist es hier oben; über uns lassen einige Vögel ihre Stimmen erschallen, unter uns lehnen gleich Wachsfiguren einige Infanteristen des Wachpostens an der Mauer — das ist alles Lebendige im alten Schloß, und drunten in der Stadt ist es nicht viel belebter. Die alte Krönungsstadt macht ganz den Eindruck jener deutschen, wie alte Spießbürger zugeknöpften Städte, die von der Erinnerung vergangener Zeiten leben, oder in denen die Kunst wohl ein Heim gefunden, der Kaufmannsstand aber leer ausgegangen. Als Fabrik- und Handelsstadt hat Preßburg nie einen Namen gehabt, und seitdem sein politisches Leben verschwunden, ist es zur einfachen Garnisonsstadt herabgesunken. Deutsche Privatleute würden sich mit ihren Familien vielleicht sehr gern und sehr zahlreich hier niederlassen, da die Lage von Preßburg am Ausgang der Karpathen und die Verbindung mit Wien und Budapest so überaus günstig ist, allein der Umstand, daß jetzt die früher deutschen Schulen vermagyarisirt sind, hält manche deutsche Familie davon ab. — Fast ebenso still wie in den Schloßruinen ist es in dem wunderschönen Augarten. Die Schiffsbrücke führt uns zu demselben hinüber, und die gewaltigen, schönen Bäume desselben begrüßen uns. Unter denselben wandelt es sich so traulich; verschlungene Pfade führen uns an schönen, gutgepflegten Beeten vorüber zu halbversteckten Bänken, auf denen uns idyllische Ruhe umpfängt. Die Vögel singen ihre süßen, verlockenden Lieder, die riesigen Pappeln und Ahornbäume wiegen leicht ihre Zweige hin und her, und die uns umgebende Stille weckt lyrische Empfindungen. —

Am Abend wandte ich mich dem großen einfachen Gebäude zu, welches das Theater darstellt und wohnte der Aufführung einer ziemlich sinnlichen Operette, welche den Namen „Tag und Nacht" führt, bei. Das Spiel der magyarischen Schauspieler und Schauspielerinnen ließ an Sinnlichkeit und Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig,

und was die etwas mangelhafte Gesangsleistung der schönen Bühnenprinzessinnen verschuldete, das vergaß der Zuschauer sehr gern über der orientalischen Schönheit der Damen. Besonders fesselte das Ballet, dessen Mitglieder, sämmtlich herrliche, tadellose Gestalten, rabenschwarzes Haar besaßen und Augen zur Schau trugen, so dunkel wie Kohlenbergwerke und so leuchtend wie Diamanten.

Nordöstlich von Preßburg ziehen sich die Kleinen Karpathen hin; sie führen uns in das Land hinein, welches die Slovaken bewohnen. Da die Waagthalbahn, welche wir benutzen müssen, vorläufig nur eine Flügelbahn ist und in Trentschin endet, so zeigt das Dampfroß keine Eile. Es läuft so langsam, daß man fast nebenher gehen kann und hält bei jeder Station so lange, wie es gelaufen. Links dehnen sich weite Wiesenflächen und mittelmäßig gute Felder aus, welche dem östlich gelegenen Waagthal zuziehen, rechts aber liegen in ununterbrochener Reihe gutbebaute Weingärten und Weinberge, der Segen der hier wohnenden Slovaken. Gemischte Heerden, meist von älteren Slovaken geführt, weiden zu beiden Seiten; oft enthalten dieselben Pferde, Kühe und Ziegen in buntem Gemisch. Das deutsche Element ist anfangs in diesem Comitat, dem Preßburger, noch stark vertreten. Die südlich gelegenen Dörfer führen noch deutsche Ortsnamen und besitzen deutsche Bevölkerung. Erst hinter der königlichen Freistadt Bösing beginnt die rein slovakische Welt, und da wir somit am Eingang derselben stehen, so sei an dieser Stelle etwas Allgemeines über dieselbe gesagt.

Mit dem Namen Slovaken bezeichnet man denjenigen Stamm der Slaven, welcher den nordwestlichen Theil von Ungarn bewohnt. Während die Anzahl der Deutschen im ungarischen Staatsgebiete der letzten Zählung zufolge sich auf 2,068,500 Köpfe, die der Magyaren trotz der prahlerischen Uebertreibung derselben sich nur auf 5,874,500 Köpfe beläuft, zählt dieser Slavenstamm 1,848,200 Seelen. Er bildet somit $11{,}_8$ Procent der ungarischen Gesammt-

bevölkerung. In seiner Vorgeschichte ist gleich der des gesammten Slavenvolkes Manches dunkel.

Die Slaven führen bei den alten griechischen und römischen Schriftstellern den Namen Veneden oder Veneter, bei den deutschen und italienischen des 6. bis 12. Jahrh. den Namen Wenden oder Winden. Unter der Bezeichnung Sloven, Slavan, Slave verstand man anfangs nur den Theil der Slaven, welche die heutigen Slovenen bilden; wann dieser Name für sämmtliche Stämme eingeführt wurde, läßt sich nicht mehr ermitteln. Bei den griechischen Schriftstellern reicht der Name Sloven bis Ptolomäus (180 nach Christus) zurück, bei den Lateinern bis Jornandes (550 nach Christus), hier erscheint er als Sclav, mit eingefügtem v, dort als Sklavan mit eingesetztem t. Das Volk selbst aber nannte wahrscheinlich die Slaven Sorben oder Serben, welche Namen man noch in Deutschland kennt und auf die das Königreich Serbien hinweist.

Aus den Werken des schon erwähnten Gothen Jornandes und einiger gleichzeitiger Schriftsteller geht hervor, daß das slavische Volk zur Zeit der Hunneneinwanderung die ganzen Ländereien von der Donau und den Karpathen nordwärts und von dem Dniester bis zur Oder ostwärts bewohnte. Höchstwahrscheinlich sind die zahlreichen slavischen Stämme gleichzeitig mit den Germanen und Griechen, Römern und Kelten in Europa erschienen; ihre Vorgeschichte blieb uns indessen, gleich der germanischen und keltischen, dunkel. Plinius, Tacitus und Ptolomäus erwähnen die Slaven kurz. Nun behauptet Schaffarik, einer der größten slavischen Forscher, daß Slaven seit den ältesten Zeiten östlich von den Germanen gewohnt und ihre Sitze bis zur Ostsee gereicht hätten. Hier hätten sie auch den Bernsteinhandel betrieben, dem drei große Handelsstraßen zu Gebote gestanden. Die eine führte durch den Eridanus (die heutige Düna) an den Karpathen vorüber zum Schwarzen Meer, die zweite über die Karpathen durch Pannonien nach dem Adriatischen

Meer, die dritte über Germanien nach Massilia und Karthago. Er erklärt ferner die Veneter am Adriatischen Meere für ursprüngliche Slaven. Gewiß ist, daß Gothen, Vandalen, Kelten, Jazygen, Quaden und Hunnen bis zum 6. Jahrhundert in den slavischen Ländern erschienen und den Slaven zum Theil ihre Wohnsitze nahmen. Bei diesen Bedrückungen zog sich unter anderm ein Theil der Slaven in die unzugänglichen Karpathen zurück und barg sich hier unter den Namen Satager, dies sind die heutigen Sotaker, ein slovakischer Stamm. Nach dem Abzug der Gothen breiteten sich die Slaven nach Dacien und Pannonien (d. i. die heutige Walachei, Moldau und Siebenbürgen) aus, und diese Länder behaupteten sie lange Zeit.

Ihre weitere Geschichte zeigt deutlich die historischen Rechte des Stärkeren und die Vortheile, die ein siegendes, einwanderndes Volk genießt. Als nämlich im 9. Jahrhundert die Magyaren unter ihrem Führer Arpad in 7 Stämmen, 1 Million Köpfe zählend, die Karpathen erobernd überstiegen, nahmen sie von den überaus fruchtbaren Tiefländern der Theiß und der Donau Besitz und zwangen die bereits ansässigen Völker der Slaven, mit den Grenzländern vorlieb zu nehmen. Einer der slavischen größeren Fürsten, Zalan, der von der Theiß bis zur Donau herrschte, unterwarf sich zuerst, indem er zwölf weiße Pferde den Einwanderern zum Geschenk machte. Daher müssen die Slaven und speciell die Slovaken noch heute den Vorwurf hören, daß sie ihre Freiheit um ein weißes Pferd verkauft.

Bei dieser ungarischen Völkerverschiebung des 9. Jahrhunderts haben die heutigen Slovaken das weitaus schlechteste Loos gezogen. Während die Ländereien anderer slavischer Völker durch ihre südliche Lage begehrenswerther sind, bietet das Gebirgsland, welches der Slovake sein eigen nennt, demselben nur wenige, unbedeutende Ebenen, dürftige Felder und auf den Bergen einen mühsam zu verarbeitenden Holzreichthum dar. Es umfaßt 15 Comi-

tate, in denen auch deutsche und magyarische Stämme wohnen und wird durch den Lauf des 180 Meilen langen Karpathengebirges (Beskiden) im Norden und Westen bezeichnet, endet im Osten bei Eperies und Kaschau und findet im Süden durch das Städtedreieck Rosenau, Balassa und Neutra eine Grenze. Hierbei sei aber bemerkt, daß die innerhalb des bezeichneten Gebietes gelegenen begehrenswerthen Gegenden von einwandernden Deutschen seit Jahrhunderten in Besitz genommen worden sind, und daß diese sowohl in der reichen Zipser Ebene, als auch in den erzhaltigen Kremnitzer und Schemnitzer Bergen reichen Lohn für ihre Arbeit gefunden. Eine genaue Grenze der Slovakei läßt sich schwer angeben, da die benachbarten slavischen Stämme häufig ähnliche Eigenschaften zur Schau tragen, und in den Grenzorten die verschiedensten Elemente sich durch das Heiraten vermischen. Noch sei erwähnt, daß im ungarischen Tieflande einzelne slovakische Sprachinseln sich finden, so um Budapest, Békés, Debreczin ꝛc., doch sind diese unbedeutend und im Vergleich zum Stammlande nicht beachtenswerth.

Der slovakische Dialect besitzt die Eigenthümlichkeiten aller slavischen Sprachen. Mehrere Zischlaute oder harte Consonanten folgen auf einander und erschweren so dem Ausländer das Erlernen der Sprache, während der genannte Umstand dem Slovaken das Aneignen fremder Sprachen bedeutend erleichtert.

Von den obenerwähnten $1^3/_4$ Million zählenden Bewohnern der Slovakei bekennt sich etwa $1^1/_4$ Million zur katholischen, und etwas über $^1/_2$ Million zur evangelischen Religion. Den an Zahl unbedeutenderen Evangelischen begegnen wir hauptsächlich im Neutraer, Trentschiner, Arvaer, Zipser, vor Allem aber im Thurozer Comitat. In allen diesen Comitaten finden sich viele Dörfer, die von Angehörigen beider Religionen bewohnt werden und in Folge dessen zwei Kirchen besitzen. In dem zuletzt genannten Thurozer Comitat sind die Evangelischen

den Katholiken überlegen, und hier finden jährlich eine Menge Hochzeiten statt, auf denen sich Angehörige beider Religionen fürs Leben verbinden. Die aus solchen Ehen hervorgehenden Kinder werden derart gezogen, daß sich die Knaben zur Religion des Vaters, die Mädchen zur Religion der Mutter bekennen.

Die Geistlichkeit des Landes besitzt manche gute Eigenschaft. Ihre Mitglieder sind besonnen, gebildet, verständig und dem Fremden gegenüber bemüht, den Ruf der ungarischen Gastfreundschaft zu wahren. Leider beschränken sich ihre Kanzelreden auf ideale Gegenstände, zu deren Verständniß die Schulbildung den slovakischen Bauer noch nicht befähigt. Es wäre daher viel richtiger, wenn der Prediger mit dem Lehrer Hand in Hand ginge, die Behörde unterstützte und fest und nachdrücklich gegen die übeln Angewohnheiten des Volkes, vor Allem gegen die vorhandene Trunksucht sein Wort erheben wollte. — Der katholische Pfarrer lebt viel angenehmer als der evangelische. Jener sitzt bei einem Jahresfixum von 3000 bis 4000 fl. auf seiner Pfarre, dieser ist gezwungen, für 1200 bis 1500 fl. Fixum seine Obliegenheiten zu versehen, die ihn bei der Minderzahl der Evangelischen zuweilen 3—4 Stunden weit führen. Auch die Nebeneinkünfte der ersteren sind beträchtlicher; während sie für eine Grabrede oft 20—30 fl. erhalten, muß sich der evangelische Priester mit wenigen Gulden begnügen.

Das slovakische Volk in Ungarn besitzt wie die meisten Slavenstämme alle jene Eigenschaften, welche erforderlich sind, um tüchtige Landleute hervorzubringen. Es ist überaus fleißig und genügsam, sehr ruhig, fast phlegmatisch, und meist sparsam. So kommt es auch, daß von der genannten Seelenzahl der überwiegende Theil, etwa 1,400,000 Menschen, Landleute sind. Der verbleibende Rest fällt dem Adel, den Beamten und den Handwerkern zu. Ein slovakischer Adelsstand ist indessen nur für den Fremden vorhanden, für den Slovaken selbst aus zweierlei

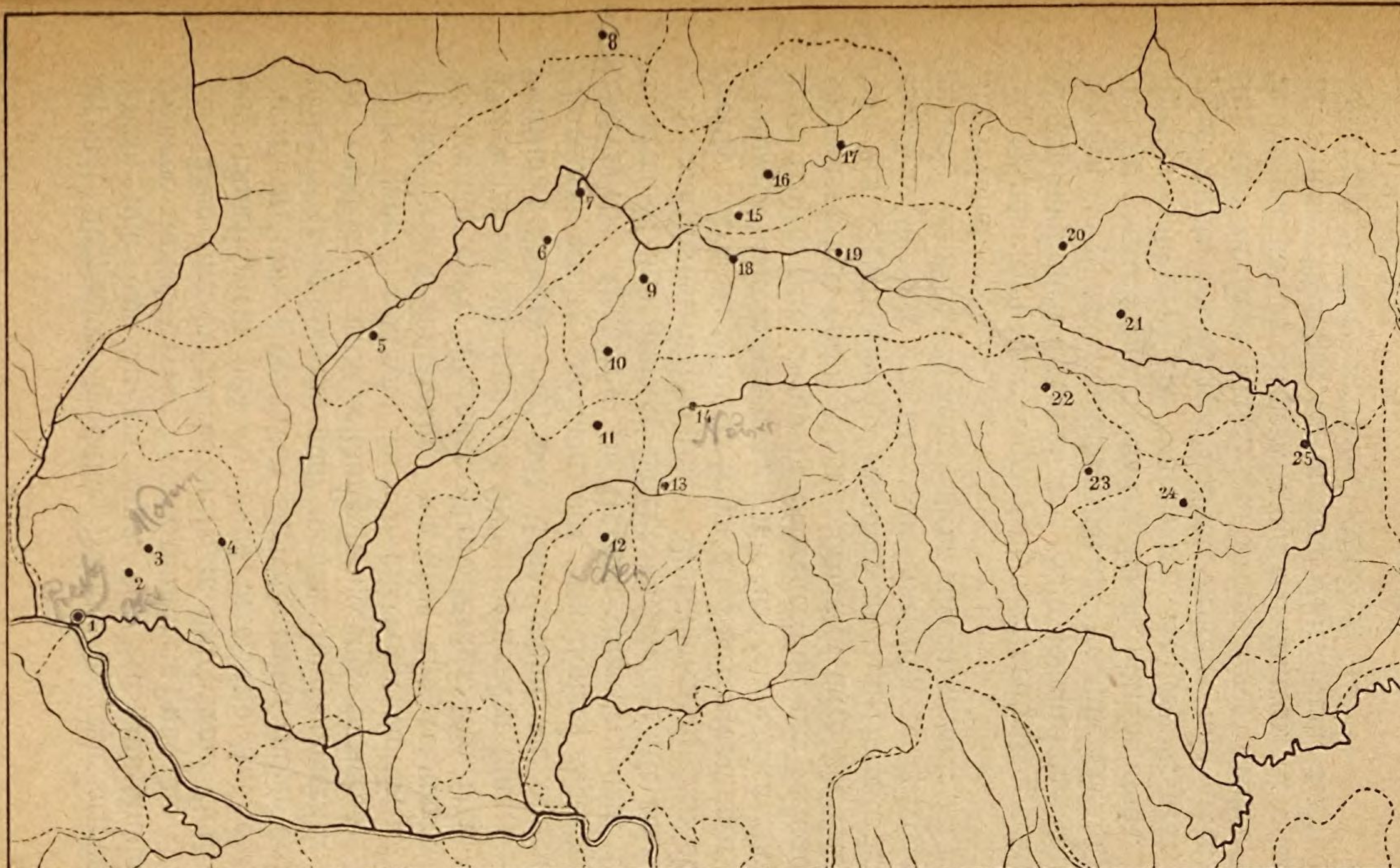
Gründen nicht. Erstens giebt sich der Adlige dieses Landes stets für einen ungarischen resp. magyarischen Edelmann aus, da er sich des verachteten Volkes schämt; zweitens lebt er überhaupt meist im Auslande, dort sein Geld verzehrend und Frankreich ebenso unentbehrlich findend, wie jene Magyaren, die ihre Wäsche zur Reinigung nach Paris senden. — Die slovakische Beamtenwelt umfaßt die Geistlichen, die Lehrer und die Gerichtspersonen. Die Handwerker bewohnen die Städte und Marktflecken und suchen sich durch ihr Gewerbe und etwas Landwirthschaft den Lebensunterhalt zu verschaffen.

Eine industrielle Thätigkeit fehlt leider in dieser Gegend gänzlich, und da die Regierung wenig thut, um eine solche hervorzurufen und zu pflegen, so ist der Slovake einestheils gezwungen, mit den Naturproducten zu rechnen, anderntheils in die Welt hinauszugehen. Die Manufacturen werden daher aus Oesterreich, die Colonialwaaren meist aus Deutschland eingeführt. Und doch könnte die Regierung durch Anlage einiger Fabriken und durch industrielle Unternehmungen dem nordwestlichen Ungarn ein anderes Gepräge verleihen und den immer mehr zunehmenden Andrang nach der ungarischen Hauptstadt hemmen! Zu demselben zwingt außer dem erwähnten Umstand noch die Rauhheit des Karpathengebirges, welches mit seinen Ausläufern fast die ganze Slovakei bedeckt und nur bei Tyrnau, in der Zipser Ebene, in den Thälern der Waag, der Arva und der Gran einigermaßen günstigere Bodenverhältnisse gestattet, und welches dem südlich wohnenden Slovaken etwas Beschäftigung durch Weinbau, den nördlich wohnenden Ausnützung der Wälder darbietet. Diese Verhältnisse veranlassen auch den Slovaken, aus seinem Heimathland hinauszuziehen, um in Rußland als Galanteriewaarenhändler, in Frankreich und Amerika als Rastelbinder, in Galizien als Leinwandhändler und in Deutschland als Kesselflicker und Glaswaarenhändler zu arbeiten. Außerdem beherrschen den Slovaken in der

Heimat noch zwei mächtige Feinde, die ihn geschwächt haben, und die ihn im Laufe der Zeit vollständig zu Grunde richten werden: der Branntwein und die Juden.

Dies sind die Verhältnisse, in welchen ein Volk lebt, das wahrlich ein besseres Loos verdient. Und es verdient ein solches, denn der Slovake besitzt außer den erwähnten Eigenschaften noch manche schätzenswerthe. Er ist ziemlich reinlich, bildungsfähig und harmlos. Die Liebe zum Branntwein hat ihn allerdings einem gewissen Grade der Verdummung zugeführt und besonders den Bauer zu einer Maschine herabgedrückt, die man zum Guten sowohl als auch zum Bösen verwenden kann, — ein deutlicher Beweis, daß das Slovakenvolk zu denjenigen Nationen gehört, die man mit dem Namen Naturvölker bezeichnet. Während in Ungarn zuweilen noch heute räuberische und gemeine Excesse vorkommen, ist der Slovake vollständig unschädlich. Mordthaten sind in diesem Lande unerhört; Grausamkeiten an Thieren begangen oder Nothzucht würde einen Aufruhr in der ganzen Gegend hervorrufen, und ebenso ist der Diebstahl wie bei anderen Gebirgsvölkern höchst selten. Trotzdem wird der Slovake von dem Stockmagyaren verachtet und auf dieselbe Stufe wie der Zigeuner gestellt. Für eine schwere Beleidigung gilt es, wenn der Magyar einem andern zuruft: „Du bist ein Slovak.“

Noch seien hier einige allen Slovaken gemeinsame Eigenthümlichkeiten erwähnt. Fast sämmtliche Männer besitzen das schmale, mondscheinartige, slavische Gesicht, tragen sich bartlos und lieben das lange, schlichte Haar. Die Weiber sind meist von untersetzter, mittlerer Statur, besitzen runde, häufig sehr hübsche Gesichter und geben viel auf eine überaus malerische Tracht, mit welcher ihre vollen gebräunten Arme sehr gut harmoniren. Sie tragen hohe schwere Männerstiefeln, eine Einrichtung, die sich bei schlechtem Wetter vortrefflich bewährt. —



1. Preßburg. 2. Bösing. 3. Modern. 4. Tyrnau. 5. Trentschin. 6. Rajcec. 7. Sillein. 8. Jablunka. 9. St. Marton. 10. Stuben. 11. Kremnitz. 12. Schemnitz. 13. Altsohl. 14. Neusohl. 15. Kubin. 16. Arva. 17. Turdossin. 18. Rosenberg. 19. St. Miklos. 20. Kesmark. 21. Leutschau. 22. Dobschau. 23. Rosenau. 24. Torna. 25. Kaschau. .... Comitatsgrenze.

Die königliche Freistadt Bösing ist der erste bedeutende Ort hinter Preßburg. Diese slovakische Ortschaft, nach norddeutschen Begriffen nur ein Dorf, trägt den Charakter sämmtlicher Städte und Marktflecken des Landes deutlich zur Schau. Die Straßen sind gerade angelegt, die Häuser mit weißer Farbe angestrichen und nett und reinlich. Sie enthalten nur ein großes ovales Thor, ein Stockwerk mit 2—4 Fenstern und sehen in ihrer Gesammtheit wie die Holzhäuser der Nürnberger Spielzeugschachteln aus, für welche die Kinder so sehr schwärmen. Eine gewisse Sauberkeit und Reinlichkeit ist überall vorhanden, sodaß sich manches deutsche Dorf daran ein Vorbild nehmen könnte, und es den Anschein hat, als ob in jeder Nacht Kobolde und Heinzelmännchen die Straßen putzten und reinigten. Die Einwohner des Oertchens treiben Tuchmacherei und etwas Bergbau, vor Allem aber widmen sie sich dem Weinbau. Die Weinberge des Preßburger Comitates sind dem Slovaken das, was dem Amerikaner oder Australier die Goldfelder sind. Theilweise gehören sie christlichen Preßburger Bürgern, theilweise Juden der Umgegend, welche dem Arbeiter einen Tagelohn von 70 Xr., der Arbeiterin einen solchen von 40 Xr. zahlen. Meist nennt indessen der Bauer den Berg sein Eigenthum. Er bewirthschaftet ihn und übergibt zum Herbst das Erzeugniß dem ihn aufsuchenden Händler. Im Winter ruht er sodann wie alle anderen slovakischen Landleute von seinen Arbeiten aus, sieht zu, wie die Frauen spinnen und — prügelt seine Nachbarn. Der Ertrag der hiesigen Weinberge und Weingärten ist in der Regel ein lohnender, da der Wein zwar leicht, doch gut ist; trotzdem genügt dies nicht, um sämmtliche Arbeiter zu beschäftigen. Infolge dessen ziehen sehr viele im Frühjahr wie die Singvögel aus, verbleiben den Sommer über im ungarischen Tiefland als Tagelöhner und kehren erst zum Herbst nach eingebrachter Ernte in die Heimat zurück.

Von Bösing Stadt wandte ich mich nach Westen,

passirte ein Dorf, in welchem behäbige Bäuerinnen mich mit deutschen Lauten begrüßten und ließ mich sodann über das Gebirge hinweg nach Bösing Bad führen. Die Kleinen Karpathen, deren Ausläufer sich bis hierher erstrecken, sind wildromantisch und schön. Sie sind noch unentweiht, und neben größerem edlen Wild findet sich zuweilen der Eber. Hinter denselben wohnen einige slovakische Stämme, deren Hauptort Skalitz ist, und welche an der March allmählich in die mährischen Hannaken übergehen.

Der Weg führte mich bei dieser Wanderung durch einzelne Weinberge, deren Trauben mit den schmeichlerischen Sonnenstrahlen kokettirten, dann durch romantische, enge Thäler und über ziemlich steil ansteigende Berge. Der Wald war überaus duftig und frisch. Er vereinigte alle Gattungen der Laub- und Nadelhölzer und glich einer rosigen Jungfrau, welche aus dem Schlummer erwacht und sich ganz dem beglückenden Morgen und all' den auf sie einstürmenden, jubelnden Huldigungen der Welt hingibt. Dort erhoben thaufeuchte Erdbeeren ihr rothes Köpfchen, hier schauten hellblaue Vergißmeinnicht empor, über denen Haselnußsträucher, Birken, Erlen und junge Eichen ihre glänzenden Blätter wiegten. Die Vögel sangen ihre süßen Lieder, die warme Sommerluft strich kosend unter dem blauen Himmelszelt hin, und über der ganzen Landschaft goß die Sonne ein leichtes, alles verschönerndes Gold aus. So muß es wohl einst im Vorhof des Paradieses ausgesehen haben!

Hoch oben auf dem einen Berge stand ein alter Baum, und an ihm hatte man eine Treppe angebracht, welche den herrlichsten Blick in's Land hinein gestattete. Im Hintergrunde erhoben die bewaldeten Berge der Kleinen Karpathen ihr Haupt, im Vordergrunde aber lagen wie eine Reihe von Perlen die Weinberge und Weingärten und weiter hinaus wie ein Teppich die blühende Ebene mit ihren Dörfern und Städten.

Mein Führer war Janko, ein hübscher Slovakenbursche. Er ließ sich auf die ganze Unternehmung nur mit dem Bemerken ein, daß er es nicht umsonst thun könne, da er seine Arbeitszeit dadurch verkürze. Ich beruhigte ihn möglichst, hatte aber später manchmal Gelegenheit, mich an diese slovakische naive Unverschämtheit zu erinnern, wenn ich im Gebirge die Freude auf anderen schlichten Gesichtern sah, sobald ich ihnen einige Kreuzer versprach.

Das Eisenbad Bösing war für mich der erste von den 80 ungarischen und 25 nordungarischen Badeorten, welche die neuesten Reisebücher kennen. Es liegt in geschützter Lage in einem freundlichen Thale, und die herrschende Stille und die Reinheit der Luft lassen die Einfachheit der vorhandenen Baulichkeiten leicht vergessen. Nach längerem Suchen fand ich die Badegesellschaft: sie bestand zunächst aus einer älteren jüdischen Dame. Man erwartete jedoch an demselben Tage noch eine zweite. Die herrschende kühle Witterung hatte sich auch hier in einer der Laune des Besitzers und der Pächterin ungünstigen Weise geltend gemacht.

Das Dampfroß, langsam und gemüthlich wie ein ehemaliger deutscher Stadtsoldat, führte mich am Nachmittag nach Schenkwitz, und von dort brachte mich ein einfacher Korbwagen in Gesellschaft eines Magyaren zunächst nach Modern und sodann nach Schloß Bibersburg.

Das Wetter war schön und die Gegend nicht minder. Rechts und links lagen fruchtbare Felder und gutgepflegte Weingärten, auf denen die Bauern und Bäuerinnen ziemlich emsig arbeiteten und unserem Gefährte grüßend nachschauten. Die Männer dieser Gegend tragen wie die meisten Slovaken den bekannten kleinen, runden Filzhut, eine buntfarbige oder schwarze Weste, weiße Hemdärmel und gefranzte, grobe, weiße Hosen. Sonntags werden die letzteren durch hellblaue ersetzt, und das in der Woche

struppige, wild herabhängende, bindfadenähnliche Haar wird so reichlich geölt, daß dem Geruch nach zu urtheilen man sich in einem Parfümeriegeschäft vermuthet. Dies Haar verleiht den von Spirituosen aufgeschwemmten Gesichtern der Slovaken einen unangenehmen, oft stumpfsinnigen Ausdruck. Die Trunksucht unter den Männern ist auch im Preßburger Comitat sehr groß; es besteht nur der Unterschied, daß der Bauer hier viel Wein trinkt, während er sich in den übrigen Comitaten mit Schnaps begnügen muß.

Selbst die Frauen lieben den Trunk, wenn auch bei Weitem nicht in dem Maße wie die Männer. Es ist das Trinken bei diesem Volke zur Gewohnheit geworden, und der Slovake glaubt, wie jeder Spirituosentrinker, daß er ohne Getränk nicht leben und nicht arbeiten kann.

Wir fuhren durch einige Dörfer, in denen kleine drollige Burschen mehrere Gänseheerden bewachten. Einige Panduren in grauen Leinwandanzügen, mit Hüten, welche an die der tiroler Kaiserjäger erinnerten, zogen vorüber, und bald darauf erschien der erste Zigeuner. Schon von ferne konnte man an dem eigenthümlichen stolzen Gang gewahren, daß der Wanderer nicht dem demüthigen Slovakenvolk angehöre. Es war ein schlankgebauter, schöner, hoher Gesell mit broncefarbenem Antlitz, der leicht grüßend seines Weges zog. Hierauf näherten wir uns dem Gebirge wieder, und bald winkte das alte wohlerhaltene Schloß von einem bewaldeten Berge herunter. Nach kurzer Zeit, und nachdem wir durch eine Allee herrlicher Bäume gefahren, befanden wir uns in demselben. Die Bibersburg ist eins der wenigen guterhaltenen, bewohnbaren Schlösser Nordungarns. Im Jahre 1230 erbaut, wechselte die Burg mehrmals den Besitzer, bis sie schließlich von Alexius Thurzó an die Fugger verkauft wurde. Da nun ein Pálffy eine Magdalena Fugger heiratete, so ging dies Besitzthum der reichen Augsburger Patricierfamilie wieder in ungarische Hände über, in denen es sich

noch heute befindet. — Nur die auf einer Steinplatte eingegrabene Inschrift: „Maria Fuggera 1640“ erinnert den Besucher daran, wie mächtig einst dies deutsche Geschlecht gewesen, und wie es überall sein Wappen angebracht. Die inneren Räume des Schlosses sind sehenswerth und ebenso der ungeheuer tiefe, bis zum Thal hinabgehende Schloßbrunnen nebst den weitverzweigten Kellerräumen, in welchen die üblichen Folterwerkzeuge und Fallthüren nicht fehlen, welche stets ein leichtes Grauen bei uns Kindern der humanen Zeit hervorrufen.

Lieblich dagegen ist die Umschau, die sich dem Besucher auf dem Burgsöller eröffnet. Im Norden und Westen liegen gutbebaute Felder und freundliche Ortschaften, unter denen Tyrnau wie ein Amathyst in einer Perlenkette als größte und schönste sich bemerkbar macht. Vor und hinter demselben sieht man die fruchtbare mit Dörfern besäte Ebene Mátyusföld (Matthäusland), welche einst der Graf von Trentschin, Matthäus Csák, sein eigen nannte. Zu unseren Füßen ruht friedlich im bewaldeten Thal ein Dörfchen, und dahinter erheben sich ernst und geheimnißvoll die dunkeln Karpathen.

Nur ungern schied ich von diesem Besitzthum der alten Fugger, welches im Innern des deutschen Besuchers historische Betrachtungen neben den lyrischen hervorruft, und erst nach längerer Zeit, als ich wieder die arbeitenden Slovaken gewahrte und ein Trunkenbold stark eingenommen vorüberwankte, fühlte ich mich fern von der deutschen Welt. Einige Leiterwagen fuhren vorüber, auf denen die Slovaken langausgestreckt halb schlafend ruhten. Auf dem einen saß ein origineller Bursche, eine Type, wie ich deren hier mehrere bemerkte. Die weiten weißen Hemdärmel wurden an einigen Stellen von breiten rothen Streifen durchzogen, und diese Tracht stand dem Gesicht eigenthümlich. Dasselbe hatte einen starkgebräunten zigeunerhaften Teint und erinnerte im Verein mit den schlichten Haaren und dem apathischen Gesicht an die Indianer Nordamerikas.

Bald sahen wir wieder die noch zur Hälfte erhaltenen Mauern der alten Freistadt Modern vor uns und wurden von derselben gastlich umfangen.

In früheren Zeiten besaß Ungarn 50 solcher königlicher Freistädte. Jede derselben war am Reichstage vertreten, genoß die Mauthfreiheit und besaß einen eigenen Magistrat und besondere Statuten. Die Bürger derselben erhoben stolz ihr Haupt, dünkten sich unabhängig von der Welt und schliefen ruhig hinter ihren hohen Mauern, bewacht von Söldnern und Knappen. Jetzt sind die Rechte, die Mauern und die Söldner verschwunden, die Bürger ruhen indessen noch viel ungestörter als früher, es müßte denn sein, daß die großen Hofhunde von bösen Träumen gequält werden.

Als am Abend der Mond am Himmel leuchtete, zog es mich in die schweigende Nacht hinaus. Die alte Kirche von Modern stand still und ernst mitten in der Hauptstraße und schaute auf das Bächlein herab, das wie in den meisten slovakischen Orten lustig plätschernd die Straße durchzog, den Bewohnern Wasser spendend und bei Feuersgefahr gute Dienste leistend. Einzelne kleine Weiden standen an seinen Ufern, und unter denselben hoben sich zuweilen die Umrisse einiger schlanker Mädchengestalten hervor. Das Hornsignal der hier liegenden Abtheilung des 6. Dragonerregiments unterbrach die Stille, und plötzlich vernahm ich bei einer Biegung die Weisen eines slovakischen Volksliedes. Mehrere im Schatten sitzende Mädchen sangen dasselbe in ziemlich schnellem Tempo, und der Inhalt ging dadurch dem Zuhörer verloren. Es war eine eigene, halb melancholisch, halb gleichgültig scheinende Melodie, die mir am meisten Aehnlichkeit mit einer italienischen zu besitzen schien. Theils war es, als sei darin der unglückliche Zustand zum Ausdruck gebracht, in dem sich dies schlichte, für die große politische Entwicklung der Menschheit bedeutungslose Volk befindet, theils schien es etwas von der Apathie zu verrathen, in welche

das Volk verfallen. Die weißen ruhig dastehenden Häuser bestätigten diesen Eindruck, und nur der Mond schaute wie überall freundlich und hellleuchtend, halb wie ein blasirter Mann, halb wie ein gutmüthiger Greis herab.

II.

Die Ebene und das Dorf B. — Slovakische Schenken. — Die Juden und die slovakische Judenfrage. — Tyrnau. — Die Jahre 1848 und 1849. — Das Neutraer Comitat. — Der Badeort Pystyán. — Mein erster Sonntag in der Slovakei.

Früh am Morgen bestieg ich meinen Wagen und wandte den Kleinen Karpathen und der königlichen Freistadt Modern den Rücken. Wir passirten das Dorf Schenkwitz, dessen einzige Sehenswürdigkeit die uralte, seltsamer Weise von gut erhaltenen Bastionen umgebene Kirche ist, die wie eine Festung der Liliputaner dreinschaut. Hierauf fuhren wir in die gewellte, einförmige Ebene hinein, deren Kornfelder einer Wüste glichen, in welcher die milden Sonnenstrahlen ein leichtes, goldenes, luftiges Netz hervorgezaubert. Ich hatte dabei Muße, über die bequeme, echt ungarische Equipage nachzudenken, welche mich lustig von dannen führte. Sie bestand aus einem sehr kleinen, ziemlich alten Korbwagen und bewegte sich selbstverständlich ohne Federn. Bei jedem Stein fühlte sie sich gehoben, und der Harmonie wegen führte ich diese Bewegung gleichfalls aus. Dabei war es allerdings rathsam sich anzuhalten. Die muthigen Araber wurden von zwei kleinen langhaarigen Pferden dargestellt, die bereits an die tüchtigen Gebirgspferde erinnerten, die man im Oberlande findet. Das Originellste an diesem malerischen Gefährt war indessen der Kutscher. Er besaß ohne Zweifel das stumpfsinnigste, den Trunk deutlichst verrathende Gesicht, das ich an diesem Tage gesehen. Stoïsch hockte der kleine Mann mit den zottigen Haaren auf dem Bocke und kaute dabei ruhig seinen elenden Tabak. Ich mußte ihn im Stillen mit jenem unheimlichen Geist ver-

gleichen, der in 1001 Nacht 40 Tage lang auf dem Rücken des armen Wanderers zubringt.

Zuweilen zeigten sich wie weltvergessene Oasen in der Wüste einige kleine Dörfer von mittelmäßig guten Feldern umgeben, zuweilen zog auch eine kleine Heerde, aus Ziegen und Schweinen bestehend, vorüber. Nach einigen Stunden erreichte ich das Ziel meiner Fahrt, das Dorf B. Im Kastell desselben fand ich die liebenswürdigste Aufnahme, und bald führte mich der Besitzer desselben, der Graf W., durch das Dorf. Es bestand aus einer einzigen großen Gasse, in welcher etwa 30 bis 40 Häuser, wie Soldaten zum Spießruthenlaufen commandirt, zu beiden Seiten gruppirt waren. Obgleich diese Gebäude sehr reinlich und nett aussehen, so kann man es doch eigentlich nicht wagen, sie mit dem stolzen Namen Häuser zu belegen. Sie sind sehr klein, unscheinbar und mit gewöhnlichen Schindeln gedeckt, dienen aber trotzdem zuweilen Bauern zur Wohnung die an Feld, Vieh und Geld ein Vermögen von 20—30,000 fl. besitzen. Dieselben leben zwar ebenso einfach wie die ärmeren und trinken wie diese nur ihren Sechskreuzerwein, haben aber doch in gewissen Punkten ein hohes Selbstgefühl und ziemlichen Stolz. So wird z. B. ein solcher vermögender Bauer nie in die Heirat seiner Tochter mit einem unvermögenden Burschen einwilligen; und schon der Gedanke daran kann ihn lebendig machen. Unter den Häusern fiel mir besonders eins auf, an dem ein langer Stab mit vertrocknetem braunen Tannenreis heraushing: es war die Czarda, die Schenke. Das Innere derselben glich der vergrößerten Wohnung eines vornehmen Neufundländers. Es bestand aus einem halb dunkeln Raum, in dem ein kleiner Ofen, eine Holzbank und ein ebensolcher Tisch stand. Auf der Bank saß theilnahmlos ein Slovak und schaute in sein Glas mit Wein. Wir besuchten hierauf die umliegenden Dörfer, und hier hatte ich Gelegenheit, noch mehrere ähnliche Schenken zu besichtigen. Die jüdischen Schankhalter machen sämmtlich einen ver-

schlagenen Eindruck und wissen mit dem Bauer sehr gut umzuspringen. Derselbe tritt herein, nimmt stehend seinen Wein oder den gewöhnlichen Branntwein zu sich und entfernt sich wieder, von dem Juden kaum beachtet. In den Händen der letzteren befindet sich jede nur einigermaßen einträgliche Stelle. Die sämmtlichen Schenken gehören ihnen oder werden von ihnen so lange gepachtet, bis sie durch das Verschänken der Getränke, durch Eintausch der Lebensmittel und durch Landwirthschaft eine hübsche Summe erworben. Ebenso treten die Juden als Schlächter und Gutspächter auf. Führen sie in der Eigenschaft der letzteren einen Prozeß gegen die Gutsherrschaft, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß sie denselben gewinnen, und daß die Gutsherrschaft womöglich aus ihrem Besitzthum im Lauf der Zeit herausmanövrirt wird.

Selbstverständlich spielt der Jude in den Städten und Marktflecken den Kaufmann und Händler; er ist immer da zu finden, wo es ohne große Mühe und ohne Handarbeit etwas zu verdienen giebt.

Fragt man den jüdischen Schenkwirth, ob er mit seinem Geschäft zufrieden sei, so entgegend er achselzuckend: „Aber, ich bitt' Sie, gnädiger Herr, wie kann man hier machen ein Geschäft?" Trotzdem nimmt er in der Regel nach kurzer Zeit eine größere Schenke in Pacht und verläßt dann dieselbe als wohlhabender Mann. Dabei treibt er natürlich allerlei Nebengeschäfte. So spielt er auf dem Lande fast überall den Zahnarzt. Zuweilen entwickelt er dabei ziemliche Geschicklichkeit; in der Regel aber kommt es ihm nicht darauf an, ob er seinem Bauer-Patienten ein größeres oder kleineres Stück Zahnfleisch mit entfernt.

Im Oberland erwirbt er sich besonders durch den Umtausch von Lebensmitteln manchen Gulden. Die Gebirgsbauern, welche oft 6—7 Stunden bis zur nächsten Stadt haben, tragen ihre Butter 2—3 Stunden weit zu dem nächsten größeren Schenkwirth und tauschen dieselbe hier gegen Salz oder Erbsen ein. Daß der Jude hier-

bei erstens die Butter zu gering wiegt und zweitens das Salz, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Dies liegt in seinem Charakter. Er verkauft nach 8—14 Tagen die so gewonnene Butter an den Händler, der sie wiederum nach der Hauptstadt Ungarns sendet. In diesem Verkauf besteht das zweite Geschäft für den Israeliten, der in diesem Lande buchstäblich nicht nur den Herrn spielt, sondern der Herr ist. Außer dem Pfarrer und dem Lehrer ist er zumeist die einzige Persönlichkeit auf dem Lande, welche die hier nothwendigen drei Sprachen kennt, nämlich deutsch, slovakisch und magyarisch. Seine Kinder wachsen dabei ohne außergewöhnliche Schulbildung heran, lernen aber zu gleicher Zeit die genannten Sprachen und werden sodann von den Eltern in die Geschäftsgeheimnisse eingeweiht, die sie sich erstaunlich schnell aneignen. Höchst bezeichnend ist für das Judenthum die nie zu befriedigende Neugierde. Verirrt sich ja einmal ein Fremder in eine Gebirgsschenke, so mustert ihn der Wirth höchst aufmerksam und überschüttet ihn dann mit einer wahren Fluth von Fragen. An ein Entrinnen ist nicht zu denken; der Wißbegierige ruht nicht eher, als bis ihm der Fremde vollständig bekannt ist. Entschließt sich dann der Letztere vielleicht zu einigen Fragen, so wird er erstaunen über die Schweigsamkeit des vorher so redseligen Juden.

Von einer „Judenfrage" kann in diesem Lande eigentlich keine Rede sein. Der Jude ist der Herr des Landes und wird als solcher von dem Slovaken geduldet und anerkannt. Er ist dem armen Slaven unentbehrlich, und obgleich dieser sehr wohl weiß, wie vortheilhaft seine Bekanntschaft für den Juden ist, so kennt er doch außer der rohen Gewalt kein Mittel, um den lästigen Blutsauger abzuschütteln. Läßt er sich, wie die unangenehmen Preßburger Excesse der jüngstvergangenen Zeit beweisen, ja einmal durch magyarische Studenten und Wühler zu verdammenswerthem rebellischen Auftreten hinreißen, so unter-

drückt die ungarische Regierung sofort das entstandene Feuer. Unser Zeitalter ist ja nicht für Gewaltmittel geschaffen, diese gehören den entschwundenen Zeiten der Jesuitenherrschaft und des Eperieser Blutgerichtes an, nicht aber den Tagen der Humanität.

In der einen Schenke trafen wir einen k. k. Lieutenant nebst 3—4 Soldaten seines böhmischen Regiments. Derselbe war einer der vierzig Offiziere, welche der Generalstab mit der kartographischen Aufnahme dieser Gegend beauftragt. Er befand sich bereits seit sechs Wochen zeichnend und schreibend in dieser einförmigen Gegend und wäre zweifelsohne längst schon in Melancholie versunken gewesen, wenn ihn nicht ein hier erworbenes Zahnweh stets munter und lebendig erhalten hätte. Durch seine czechisch sprechenden Soldaten wurde die Zahl der unter uns gesprochenen Idiome auf vier erhöht, was allerdings für das sprachenreiche Ungarn nichtssagend ist.

Am Abend vertraute ich mich wiederum dem sanftmüthigen Dampfroß an und ließ mich von demselben gemächlich nach Tyrnau fahren, wo mich dasselbe auch unversehrt bei Mondschein ablieferte. Tyrnau, von Alters her unter dem Namen „Kleinrom“ bekannt, ist ein hübsches Städtchen von 10,000 Einwohnern. Man sieht hier wieder größere, öffentliche Gebäude und sogar einige Dutzend zweistöckige Privathäuser. Eine Bedeutung als Handels- oder Fabrikstadt hat Tyrnau ebensowenig wie Preßburg je besessen. Nach wie vor streiten sich darin Pfaffen, Soldaten und liederliche Frauenzimmer um das numerische Uebergewicht, und wenn auch die Blüthezeit der kirchlichen Macht vorüber ist, so verdient Tyrnau doch noch heutigen Tages den Namen „Kleinrom“ mit vollem Recht. Es ist Sitz eines Bischofs, eines Kapitols, eines General-Vicariats und gewährt besonders von der Nordseite mit seinen 12 Kirchen einen sehr heiligen Anblick. Die Stadt ist zum Theil noch mit Ringmauern umgeben, während die Anlagen im ehemaligen Wallgraben an höchst

friedliche Zustände erinnern — ein Eindruck, der nur durch die herumlaufenden, lautlernenden Seminarschüler etwas gestört wird. Sehr schön sind auch einzelne Anlagen mit Akazienbäumen und das am Ende der Stadt stehende Honved-Denkmal, welches an den blutigen Straßenkampf zwischen den Oesterreichern und den Honvedtruppen erinnert, der 1849 hier stattfand. Die Stadt Tyrnau spielt unter den nordungarischen Städten eine der wenigen hervorragenden Rollen.

So weilten hier die Unterhändler des ungarischen Nationalhelden Franz Rákoczy's, und seine Truppen bestanden in dieser Gegend manchen blutigen Strauß; so zogen im Lauf der Jahrhunderte und besonders in den Jahren 1848 und 1849 mancher Heerhaufen, zuletzt 1866 die Sachsen durch die Umgegend Tyrnaus. Im Großen und Ganzen aber hat es im Lande der Slovaken stets ziemlich ruhig ausgesehen. Raubritter haben hier nur an wenig Orten gehaust, da das Geschäft sich in diesem armen Lande wenig lohnte, und der große bewunderungswerthe Kampf von 1848 und 1849, an dem sogar schöne, heldenmüthige Frauen in den Reihen der Streiter sich betheiligten, war doch eigentlich kein ungarischer, sondern mehr ein magyarischer Krieg. Obgleich auch die Slovaken auf Seiten der Magyaren standen, fanden sich hier Gegenden, in denen die Begeisterung, welche zwischen Theiß und Donau herrschte, nur schwachen Wiederhall fand. Hierzu kam außerdem, daß der Entscheidungskampf im ungarischen Tiefland ausgefochten wurde und das slovakische Gebirgsland erst durch das Vordringen der Russen in das Operationsfeld hineingezogen wurde.

Von „Kleinrom" führte mich die Bahn in kurzer Zeit aus dem Preßburger Comitat nach dem Neutraer. Auf dieser Fahrt machte ich die Bekanntschaft eines Landsmannes, des Herrn F., aus einer kleinen sächsischen Stadt gebürtig. Dieser Herr, welcher mit seiner Familie bereits seit einem Jahrzehnt in Ungarn lebt, bestätigte mir die

Aussage, welche ich von zahlreichen Deutschen Südungarns vernommen, daß die Unterdrückung der Deutschen durch die wilden Magyaren meist in den Köpfen der Zeitungsschreiber spuke oder durch die pedantische Zaghaftigkeit eines Schulvereines hervorgerufen, mindestens aber sehr übertrieben worden sei. Daß die Magyaren jetzt darauf dringen, die Beschlüsse ihrer Reichstage von 1790 an endlich zur Geltung zu bringen, indem sie ihre Sprache zur herrschenden machen, kann man ihnen das verdenken? Das Recht der Eroberung bringt das Recht der Sprache mit sich. Die Deutschen in Ungarn wurden entweder im 9. Jahrhundert von den Magyaren besiegt, oder sie sind nach diesem Lande in derselben Eigenschaft gekommen wie nach anderen Ländern, wie nach Amerika, nach Australien: als einfache Einwanderer. Da sie von den ungarischen Königen Besitz und mannichfache Rechte erhielten, können sie nicht das Verlangen stellen, daß ihre Sprache die herrschende sei. Sie setzten einst in ihren einfachen Kähnen als Eroberer nach Britannien über und achteten wenig auf die vorhandenen Sprachen, ihr eigener Dialect wiederum wurde von den späteren Normannen ebensowenig respectirt. Genau so handelten die Franken, welche sich zwischen den Pyrenäen und der Schelde festsetzten und nicht nach den Dialekten der Kelten, Römer, Bretagner und Basken fragten. Was würde man in Deutschland sagen, wenn die polnischen Abgeordneten des Reichstages gegen Einführung der deutschen Sprache auftreten würden? Man würde ihre Ideen zum mindesten für lächerlich erklären. Daß aber erst seit diesem Jahrhundert die magyarische Sprache ihr Recht verlangt, hat seinen Grund darin, daß die Jesuitenwirthschaft der früheren Jahrhunderte es verstanden hat, die lateinische Sprache zur herrschenden zu machen.

Das Neutraer Comitat ist das größte in Oberungarn und wird mit Ausnahme des südlichen magyarischen Theiles von Slovaken und Deutschen bewohnt.

Ebenso verschieden, wie in diesem Comitat die Trachten, ebenso verschieden sind die Bodenverhältnisse. Während sich im Süden bei der Hauptstadt Neutra goldene Felder ausdehnen, auf denen alle Sorten von Feldfrüchten gedeihen, während im Westen auf den sonnenbeschienenen Hängen die Weintraube wächst, ist der Nordosten rauh und ziemlich unfruchtbar.

Nach kurzer Fahrt erscheint zur Rechten die kleine Festung Leopoldstadt, und dahinter steigen die Neutraer Berge empor. Noch geraume Zeit, und der Zug hält in Pystyán, einem der bekannteren ungarischen Badeorte. Obgleich die Pystyáner Heilquellen bereits 1551 Erwähnung finden, so war doch der genannte Ort noch vor wenigen Decennien nicht viel mehr als ein gewöhnliches Slovakendorf. Der geschäftliche Speculationssinn und die hilfsbedürftigen Kranken haben dies indessen geändert, sodaß jetzt jährlich Hunderte von Leidenden in den hiesigen Schwefelthermen die verlorene Gesundheit wiedersuchen. Besonders werden dieselben von Gichtbrüchigen und Rheumatismuskranken erprobt. Welcher Nation das Hauptcontingent der Patienten angehört, können wir schon bei einem Spaziergang durch das ehemals einfache Dörfchen erfahren. In jeder Straße finden sich da Firmen, welche mit hebräischen Buchstaben geschrieben sind, und neben manchem „Kávéház" steht die hebräische Bezeichnung: außer einzelnen Wienern und etwa 20 Offizieren und 80 Soldaten der Armee, welche auf Veranlassung des Staates hierher geschickt werden, besteht die Gesellschaft aus Israeliten. — Eine schöne Umgebung besitzt der Badeort nicht. Auf der einen Seite liegt das Waagthal, auf der anderen die bereits erwähnten, ziemlich entfernten Berge. Der Ort gleicht daher einer Insel, welche ihre wie mit grünem Sammet bedeckten Ufer aus den blauen Wellen des Meeres selbstbewußt hervorhebt, und deren herrliche Bäume dem blauen Aether sehnsüchtig entgegenstreben.

Viele Annehmlichkeiten bieten den Kranken die schönen Parkanlagen, welche sich um den Gasthof gruppiren. Gegen Abend spielt hier eine gute Musikcapelle ungarische Weisen, und das Badepublikum ergeht sich unter den hohen, alten Bäumen oder ruht plaudernd auf den vielen Bänken aus.

Da sieht man ältere, wettergebräunte Rittmeister und Hauptleute an ihren Stöcken graziös einherhumpeln und umfangreichen, rothbäckigen Jüdinnen den Hof machen. Dahinter kommen Arm in Arm einige junge jüdische Mädchen, deren schwellende, halb geöffnete Lippen den Rosen gleichen, und deren dunkle, sammtbesetzte Kleider zu dem rabenschwarzen Haar und den feurigen, von langen Wimpern träumerisch beschatteten Augen vorzüglich passen. Sie sind so schön, so lebhaft, so interessant, nur — fehlen hier leider die jungen Herren, deren Herzen sie mit ihren feinen schmalen Händen und den durchbohrenden Blicken brechen könnten. Unter den hohen Ahornbäumen und Kastanien sitzen ihre Dienstmädchen in harmlosem Geplauder mit invaliden Soldaten, und neben ihnen hocken einige arme Schnorrer der Umgegend. Einzelne Wiener und Wienerinnen irren unter diesen Moseskindern herum wie das Livingstone'sche Ehepaar einst unter den schwarzen Menschen des dunkeln Erdtheiles.

Sonntags findet im Saal des Kaffeehauses das in Badeorten übliche Tänzchen statt. Es gewährt den Bewohnern der Umgegend Gelegenheit zu einem lustigen Rendezvous, denn für die armen Patienten selbst ist „Spiel und Tanz" meist auf längere Zeit vorbei. Originell sind übrigens die kleinen Wagen, in denen die Kranken aus dem Bade nach Hause gefahren werden. Sie gleichen hohen Sänften und werden fast immer von den männlichen Slovaken gezogen, während die weiblichen im Vereine mit Hannakinnen die Kindermädchen spielen. Es regt zu den verschiedensten Betrachtungen an, wenn man diese vollen, starken Bauernmädchen in ihren hohen Stie-

feln einherschreiten sieht, bemüht, den schreienden Nachkommen ihrer jüdischen Herren zu beruhigen und ihm bei seligem Alleinsein wohl auch einen zärtlichen gutgemeinten Schlag auf den rebellischen Mund versetzend. Stoïsch und gleichgültig lehnen einige Slovaken am Gitter und betrachten mit indianischer Ruhe die Musikcapelle. Nirgends deutlicher als hier kann man den Unterschied eines unterliegenden und eines sieghaften Volkes herausfühlen.

Zur Erheiterung und Zerstreuung der Patienten dient ein Sommertheater nebst darin spielender magyarischer oder deutscher Truppe. Es ist natürlich ein einfaches kleines Gebäude, dessen Bühne etwa 15 Schritt lang und 8 Schritt breit ist. Vom ersten Platz aus konnte man die Schauspieler fast mit ausgestreckter Hand erreichen, und wenn sie abgingen, stießen sie in der Regel mit dem Kopf an, sodaß sich die Coulissen in Bewegung setzten. Trotzdem fiel mir auch an diesen magyarischen Schauspielern die Gewandtheit und Lebhaftigkeit des Spieles und die Leidenschaft, welche sie in ihr Spiel hineinverlegen, auf. Zu dem letzteren Umstande trägt das theatralische, dramatische der Sprache selbst nicht wenig bei.

Die Bauern des Neutraer Comitates kleiden sich in der Woche meist von oben bis unten grau und tragen auf dem Rücken den charakteristischen weißen Sack, in welchem sie alles Mögliche verbergen. Auf dem Felde stehen sie arbeitend oft in Reihen von 10—20 Mann wie zur Zeit der Frohndienste nebeneinander. Ueberaus bunt und malerisch ist in diesem Comitat die Sonntagstracht. Ich wohnte am Sonntag Morgen dem Gottesdienst zu Großpystyán bei und fand hier anfangs Burschen und Mädchen vor der Kirche versammelt. Die jungen Burschen standen in kleinen Abtheilungen je nach dem Alter um die Kirche herum, etwas entfernter auf dieselbe Weise die Mädchen. Als sie in die Kirche hineinschritten folgte ich ihnen, und es bot sich mir ein höchst interessantes Bild dar. Auf der linken Seite saßen die Frauen.

Sie tragen am Sonntag schwarzblaue oder dunkelgrüne Röcke nebst schwarzen Schürzen und weiße schwere Jacken, deren Enden vorn umgeschlagen sind, damit man den schönen blauen Untergrund bewundern kann. Der Kopf wird bei der größern Anzahl von weißen, reinlichen Tüchern bedeckt, ein Gebrauch, durch den die ganze Erscheinung überaus gehoben wird. Die rechtssitzenden Männer erscheinen in weißen Jacken, manche auch im weißen, langen Rock, Kleidungsstücke, welche sie sich aus Schafwolle bereiten, und welche mit rothen Schnüren sorgsam eingefaßt werden, so daß der schöne gelbe Hemdkragen sichtbar bleibt. Die Slovaken haben fast alle schwarzes oder braunes Haar, nur unter den Frauen findet man zuweilen Blondinen. Während einzelne der Männer mit ihren weißen Röcken, stumpfen Nasen und kleinen Augen mir wie Eskimos erschienen, sahen die jungen Mädchen allerliebst aus. Diese tragen das Haar ohne Kopftuch in einen Zopf zusammengeflochten, der mit langen rothen, gelben oder blauen Bändern geziert ist. Die weiten Hemdärmel sind weiß und sauber, das Mieder ist entweder von gelber, rother, blauer oder grüner Farbe, und gibt der ganzen Erscheinung, da es silber-, zuweilen goldbesetzt ist, ein stattliches Aussehen. Vorn wird eine schwarze Schürze sichtbar und darunter werden die hohen schweren Stiefeln getragen. Auf diese Weise bemerkt man an einer solchen Dorfschönen 6—8 Farben, und das Auge kann sich an dieser malerischen Tracht nicht satt sehen, wozu noch der angenehme Umstand kommt, daß die Schönheit dieser Evastochter ihrer Tracht entspricht. Halbgeöffnet lächelt der kleine Mund mit den kirschrothen Lippen überaus verlockend, kleine weiße Zähne zeigend, welche aus Elfenbein geschnitzt zu sein scheinen. Der aufrechte stolze Gang, der wogende Busen und die runden, braunen Arme deuten darauf hin, daß manche dieser Schönheiten dem apathischen Mann eine ebenso strenge als hübsche Tyrannin sein wird.

Während der Messe zogen immer neue Schaaren heran, besonders aus den kleinen Mädchen bestehend, die fest und sicher in ihren großen Stiefeln zum Altar schritten und angehenden Amazonen glichen. Alle Mädchen und Burschen trugen einzelne Rosen oder kleine Sträußer am Hut, resp. am Leibel.

Als es am Abend dunkelte, schritt ich durch den einsamen Park zur Waagbrücke, lehnte mich aufs Geländer derselben und schaute in den schnellfließenden Strom hinab. Er war an dieser Stelle ziemlich breit und bildete große Sandbänke. Der Wind hatte sich gelegt, der Himmel war blau, nur von einzelnen dunkeln Streifen durchzogen, und die Bäume standen schweigend, wie im Traum versunken, da. Auf der einen Seite hoben sich scharf die Neutraer Berge hervor, auf der anderen Seite hellblau und blaß die Kleinen Karpathen, im Norden sich vollständig mit dem Himmel vermischend, zuweilen zog ein verspäteter Slovake über die Brücke, oder man hörte die ungarischen Weisen, die eine Musikbande im Hof des Gasthauses spielte. Am Saume des Waldes aber raschelte es, zwei volle runde Arme legten sich um einen Männerhals, und es schien, als ob sich zwei Lippen zum feurigen Kuß suchten. Ein Liebespärchen schritt am Strome dahin, um die alte Wahrheit von Neuem zu beweisen, daß die allmächtige, alles umfassende Liebe in jedem Volke, sei es noch so arm und unglücklich, lebt.

III.

Das Comitat Trentschin und die Stadt Trentschin. — Trentschin-Teplitz. — Fahrt durch's Waagthal. — Seitenthäler des Slovakenlandes und slovakische Friedhöfe. — Die Zigeuner in Nordungarn. — Die Waag und der Holzhandel. — Predmér und slovakische Bettler. — Drei Slovaken fand ich einmal. —

Das Comitat Trentschin ist bezüglich des Umfangs eines der bedeutendsten der slovakischen Comitate, bezüglich der Trachten und des Wohlstandes der Bewohner das unbedeutendste und werthloseste. Mit Ausnahme des von dem Waagfluß gebildeten Thales besitzt es keine Ebene und keine fruchtbaren Gegenden. Es ist auf allen Seiten von hohen Gebirgen eingeschlossen, die im Norden beim Jablunkapaß, gegen Neutra und Liptau durch den Waagfluß einige Eingangspforten gestatten. Die Mitte des Comitates wird von den Karpathen durchzogen, welche hier als Unter- und Mittelgebirge auftreten. Die zahlreichen slovakischen Bewohner dieses Comitates sind sehr arm und in Folge dessen auch nicht im Stande, mit den angrenzenden Comitaten betreffs der Tracht zu concurriren. Die letztere ist überaus mannigfaltig und verschieden, doch selten schön. Man findet neben den weißen hallenen Jacken der Neutraer die schwarzen und braunen Röcke, wie sie von den Rastelbindern zur Schau getragen werden, und welche in Folge ihres gebölten Zustandes oft das Entsetzen der ehrbaren deutschen Hausfrauen hervorrufen. Man sieht ferner den kleinen runden Hut neben dem breitkrämpigen Filzhut und kann bei den Frauen aller zwei Stunden andere Kopftücher und einfache bunte Röcke aller Farben wahrnehmen.

Die Trentschiner stellen das größte Contingent der

periodischen Auswanderer. Hunderte und Aberhunderte verlassen im Frühjahr ihre Heimath, um in Südungarn als Eisenbahnarbeiter, in Budapest als Handlanger und Gerüstbauer, wohl auch als Feldarbeiter in der Komorner Gegend das für den Winter Nöthige zu verdienen. Außerdem ist das Trentschiner Comitat das Land der Rastelbinder und somit der interessanteste Theil der Slovakei.

Von Pystyán führt uns die Bahn in kurzer Zeit nach dem Trentschiner Comitat und an mittelmäßigen Feldern und alten Burgen vorüber. Rechts liegt über der Waag die Ruine Cseythe, wo einst eine Furie, Elisabeth Báthory ihr Wesen trieb. Sie glaubte, daß das Blut eines jungen Mädchens verjünge, und in Folge dessen ließ sie binnen einigen Jahren siebzig junge Mädchen tödten, in deren Blut sie sich badete. Die Nemesis erreichte sie endlich, und zur Strafe für ihre Thaten wurde sie in einer nägelbeschlagenen Tonne den Berg hinabgewälzt. — Die Hauptstadt Trentschin liegt sehr malerisch unter der auf hohem Fels thronenden Veste, die übermüthig wie vor Zeiten ein gieriger Lindwurm in's Land herabschaut. Die Thürme und reinlichen Häuser des Ortes machen einen recht stattlichen Eindruck, und in der That ist die günstig gelegene Stadt nicht ohne Bedeutung. Sie ist k. Freistadt, Sitz der Gespanschafts-Behörden, des königlichen und des Bezirksgerichts, Ergänzungsbezirk eines k. k. Infanterieregiments und vorläufig Endpunkt der Waagthalbahn. Durch die Vollendung dieser Bahn wird Trentschin und eben so die zweitgrößte Stadt des Comitates, Sillein, ohne Zweifel gewinnen. Es sei an dieser Stelle etwas aus der Geschichte der Stadt Trentschin sowohl, als aus der Nordungarns angeführt.

Bereits im Jahre 889 findet Trentschin als Hauptveste der Slaven Erwähnung, im Anfang des 10. Jahrhunderts nahmen sodann die Magyaren von ihr Besitz. Bela IV. weilte in ihr längere Zeit und bereicherte durch verschiedene Schenkungen die Abtei Skalka, deren Ruinen

noch heute unweit der Stadt von den schönbewaldeten Waagthalbergen herabschauen.

Zur Zeit des Einfalles der Mongolen besaß Trentschin eine große Bedeutung, denn hierher brachten tausend und abertausend Flüchtlinge ihre Habe. Dann eignete sich Peter Csák gewaltsam Trentschin zu und überließ es seinem Sohn Matthias, der den rühmlichst bekannten Beinamen „Trenschinensos“ führt. Derselbe vernichtete die Macht des Bischofs von Neutra und bekämpfte unermüdlich Karl von Anjou, den König von Ungarn. Als er in die Acht fiel, wurde Trentschin königlich. — Im Jahre 1528 brach ein schweres Verhängniß über die Stadt herein. Der Graf Johann Szapolyay hatte sich die Krone Ungarns zu Stuhlweißenburg aufs Haupt gesetzt, wurde aber von seinem Gegenkönig bei Tokay aufs Haupt geschlagen. Die Feldherren des Letzteren rückten vor Trentschin und belagerten die von 1000 Schützen tapfer vertheidigte Stadt. Sie würden dieselbe wohl schwerlich bezwungen haben, wenn sie nicht durch geschleuderte Feuerbrände die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt hätten. Während des Brandes gelang der Sturm, und die tapferen Vertheidiger mußten sich hierauf mit freiem Abzug begnügen. Der Trümmerhaufen ging in den Besitz des Grafen Alexius Thurzó über, erholte sich nur langsam wieder und wechselte noch wiederholt die Herrschaft.

Die größte Sehenswürdigkeit der Schloßruine ist heutzutage der 76 Klafter tiefe Brunnen. Er führt den Namen „Brunnen der Liebe“, weil sich an seine Entstehung folgende Sage knüpft. Graf Stephan Szapolyay baute die Burg in einem gewaltigen Maßstabe aus, sodaß sie die bedeutendste Veste des Waagthales wurde. Trotzdem besaß sie einen großen Uebelstand, der zur Zeit des Krieges leicht verderblich werden konnte. Es waren nämlich nur zwei kleine Cisternen vorhanden, und man scheute sich bei der ungeheuren Höhe des Felsens einen

Brunnen zu graben. Einst kehrte der stolze Graf von einem Zug gegen die Türken siegreich zurück und führte unter den vielen Gefangenen auch ein wunderbar schönes Mädchen, Namens Fatime, mit sich. Nach einigen Monaten erschien der Geliebte des Mädchens, Omar, mit großem Gefolge und reichen Lösegeld für die Gefangenen. Er wurde indessen von dem stolzen Ungar abgewiesen, und als er sich demselben zu Füßen warf, bedeutete ihm der Graf, er werde ebensowenig Mitleidsthränen seinem Auge entlocken, als diesem Fels das Wasser. Gelänge ihm indessen das letztere, so sollten die Gefangenen frei von dannen ziehen. Voller Hoffnung machte sich Omar mit seinen Leuten ans Werk, aber erst nach drei Jahren, als er der Verzweiflung bereits nahe war, erscholl der Ruf: „Wasser, Wasser, Allah sei gelobt!“ Der Ungar bewirthete hierauf die Türken, und die Liebenden zogen davon. So lautet die Sage vom Trentschiner Schloßbrunnen.

Die bei weitem größte historische Bedeutung besaß Trentschin zur Zeit eines Mannes, dessen Name und Geschlecht noch heute in Ungarn Jedermann bekannt ist. Die Zeit ist der Anfang des 18. Jahrhunderts, und der Held Franz Rákóczy. Mehrere Male wurde die Stadt von Franz Rákóczy belagert, einmal so hart, daß die Belagerten Katzen und Mäuse essen mußten, eingenommen wurde sie indessen nicht.

Franz Rákóczy II. war eine genial angelegte Natur, und wenn sich neuerdings auch herausgestellt hat, daß ungeheurer Ehrgeiz ihn zum Kampfe entflammt, so ist seine Bedeutung für Ungarn doch nicht zu unterschätzen. Dieser Mann erhob sich für die ungarische Freiheit und die ungarischen Rechte, und er kämpfte mit seinen Anhängern acht Jahre lang unermüdlich gegen die Armeen des Hauses Habsburg. Nordungarn und speciell das Waagthal war sein Schlachtfeld. Unterliegend zog er sich mit seinen Anhängern öfters bis zum Raabfluß und

zum Bakonywald zurück, um nach kurzer Zeit wieder hervorzubrechen. Anfangs kämpfte er ziemlich unbeachtet, erst als Frankreich eine Reihe Niederlagen erlitten, wandte es sein Augenmerk auf Franz Rákóczy. Der ungarische Freiheitsheld wurde hierauf französischer Söldner. Französische Officiere fanden sich bei seinem Heere ein, Franzosen bedienten seine Artillerie, und französisches Geld floß in seine Cassen. Endlich veranlaßten die Seemächte Unterhandlungen zwischen Rákóczy und dem Kaiser, in der Absicht österreichische Truppen zu anderweitiger Verwendung frei zu bekommen. Zwischen Preßburg und Tyrnau eilten die Unterhändler einher, allein ein Resultat wurde nicht erzielt, und so sah sich Rákóczy auf sein Heer angewiesen. Dasselbe bestand Anfang des Jahres 1706 aus 50,000 Soldaten und wurde von den Grafen Bercsényi, Forgách Károly, vom schrecklichen Ocskay und vom blinden Bottyán geführt. In offener Feldschlacht unterlagen die Kuruzen fast immer, als Parteigänger waren sie gewandt, listig und ausdauernd. Jahrelang kämpfte Franz Rákóczy II.; 1711 mußte er mit seinen Anhängern das Land verlassen und dem Traum, den Herzogshut von Siebenbürgen zu erlangen, auf immer entsagen.

Noch heute aber findet man an hundert Schlössern den Wahlspruch seiner Anhänger: P. P. L. (pro patria et libertate), noch heute tönt allabendlich die halb wilde, halb wehmüthige Weise des Rákóczymarsches über die schweigende Pußta, und man nennt oft den Namen dieses Helden zusammen mit dem eines Mannes, der in tausend Herzen unverlöschlich eingegraben ist: Ludwig Kossuth. —

Nur wenige Stunden von der Stadt Trentschin entfernt liegt in einem reizenden Thale der Badeort Trentschin-Teplitz. Die Bezeichnung „Teplitz" ist in Ungarn bei Badeorten sehr gebräuchlich; so empfiehlt sich dem Leidenden ein Pystyán-Teplitz, ein Trentschin-Teplitz, ein Rajcec-Teplitz, ein Warasdin-Teplitz und andere mehr.

Hohe, 600 Meter über dem Meer sich erhebende

Berge schließen das liebliche Thal wie griesgrämige, unerbittliche Gefängnißwärter ein, und die herrliche Luft, welche man den dunkeln Tannenwäldern verdankt, veranlassen nicht nur Leidende, sondern auch Gesunde in Trentschin-Teplitz ihren Aufenthalt zu nehmen. Das Badepublikum hat weniger israelitische Bestandtheile als in Pystyán und anderen Orten, es setzt sich hauptsächlich aus Schlesiern, Wienern und Magyaren zusammen. Für die Unterhaltung sorgt eine deutsche Schauspielertruppe, welche sich in dem ziemlich geräumigen Theater producirt. Man hat hier Gelegenheit das fast langsame, ungeschickte Spiel der kleinen deutschen Künstler mit dem lebhaften der magyarischen zu vergleichen. — In fast schreckenerregender Weise ist in Trentschin-Teplitz für alle nur denkbaren Bedürfnisse gesorgt. Da finden wir in der Hauptstraße alle Träger der Kultur: Theaterfriseure, Friseur à la mode, Uhrenläden, Juweliere, kurz Kaufläden aller Art, natürlich meist von Juden gehalten, die hier außerdem als Fuhrwerksbesitzer und Geschäftsvermittler sich herumtreiben.

Ebenso unheimlich wie der Handelsbetrieb ist in dem reizenden Kurort die Bettelei. Bereits bei der Ankunft wird der leidende Kurgast durch ein halbes Dutzend Lohndiener und durch einige Dutzend Slovaken umlagert, und hat er sich glücklich durchgeschlagen, so ist er neu herantretenden Bettlern noch lange nicht entronnen.

Am Ende der prachtvollen Parkanlagen befindet sich eine kleine Schenke, die „Baracska“, welche hauptsächlich durch ihren guten Kaffee bekannt ist. Am Tage meiner Ankunft spielte hier eine Musikbande. In Folge dessen waren alle Musikenthusiasten und Musikkenner der Umgegend erschienen. Die jungen Bauerburschen der Umgegend sahen recht hübsch aus. Ihre Gesichter waren offen, zuweilen schön, und man las auf denselben noch nicht die Spuren, die bei den älteren Leuten der Branntwein hinterläßt. Zudem stand ihnen ihre Sonntagstracht

sehr gut. Die weißen Hosen waren reinlich und ebenso die schwarzen mit rothen Verzierungen versehenen Westen, während die runde Mütze mit daraufsitzender rother Quaste den frischen Gesichtern etwas Sorgloses verlieh.

Als weitere nichtzahlende Abonnenten hatten sich etwa zwanzig Zigeunermädchen und Zigeunerweiber eingefunden, welche mit geldgierigen Blicken die Gäste erfreuten. Es befanden sich einige interessante Gestalten darunter, die meisten waren indessen halb nackt und hatten den Säugling an der Brust; alle besaßen die eigene broncene Farbe ihres Volkes, feurige, braune Augen und — einen jede Poesie zerstörenden Schmutz. Von Sittenreinheit kann natürlich bei diesen Evatöchtern keine Rede sein. Uebrigens hat die Civilisation und Cultur unserer Großstädter auch bei den Slovaken in und um Trentschin-Teplitz bedenkliche Erfolge errungen, indem die hiesigen Slovakinnen den Ruf der slovakischen Sittlichkeit Lügen strafen. Auch mein slovakisches Stubenmädchen warf mir lächelnd einige verliebte Blicke zu, so daß ich gezwungen war, hier den verachtenden Magyaren zu spielen und ihr stolz den Rücken zu kehren.

Von Trentschin führte mich ein guter Wagen durch das Waagthal. Der Himmel war Anfangs bedeckt und zeigte ein ziemlich unfreundliches, mürrisches Gesicht. Allmählich besann er sich eines Besseren und gewährte der Sonne freien Durchblick, welche von ihrem Recht in erwärmender, beglückender Weise Gebrauch machte. Rechts erhoben sich die waldbedeckten Höhenzüge der Karpathen, links dehnten sich die blühenden Felder des Waagthales aus, und dahinter stiegen die blauen Berge stolz empor, von Nord nach Süden ziehend und die Grenze zwischen Ungarn und Mähren bildend, einem Lande, wo die Industrie zu Hause, und wo die Bäuerinnen orangefarbene Strümpfe tragen und sich unglücklich fühlen, wenn sie nicht wenigstens sechs Unterröcke besitzen.

An den Abhängen der Berge grüßten einige Ruinen

herab, und unter denselben lagen freundliche Ortschaften. Das Ganze war ein Bild der Ruhe und des Friedens, und wenn das Landschaftsbild auch nicht romantisch genannt werden konnte, so war es doch entschieden schön. — Die Dörfer des Trentschiner Comitates sind ziemlich ärmlich, die Häuser haben kleine Fenster und sind durchaus nicht so reinlich und nett wie die der vorliegenden Comitate. Die Stroh- und Schindeldächer reichen tiefer herab, die Hütten sind unregelmäßig aufgestellt, und die Umgebung derselben oft unreinlich. Der hiesige Slovake arbeitet meist für den Gutsbesitzer als Tagelöhner und empfängt dafür 30—40 Kreuzer. Häufig sind die Güter an Juden verpachtet, welche das Volk und die Gegend möglichst ausnutzen, wobei ihnen die in Paris lebenden Besitzer nicht hinderlich sind. In dem Dorfe Dubnitz, welches ich passirte, hatte vor Kurzem eine Feuersbrunst 70 der elenden Hütten vernichtet und somit viele der armen Bewohner zu Bettlern gemacht. Feuersbrünste sind in diesem Comitate nicht selten, und es muß leider zum Nachtheil der Bewohner gesagt werden, daß die meisten durch böswillige Brandstiftung hervorgerufen werden. Der Umstand, daß die elenden Holzhütten so außerordentlich dicht neben einander stehen, ist der Ausbreitung des Feuers überaus günstig, und herrscht vielleicht außerdem ein heftiger Wind, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß die Hälfte des Ortes dem wüthenden Element zum Opfer fällt. — In dem Marktflecken Illava hingen an den verschiedensten Stellen schwarze Flaggen herab, ein Trauerzeichen, welches auf den vor Kurzem erfolgten Tod des hiesigen Schloßherrn Bezug hatte und dem ganzen Städtchen etwas so Gespenstisches und Unheimliches verlieh, daß man glauben konnte, der schwarze Tod habe seinen Einzug gehalten. In diesem Orte befindet sich ein großes Strafhaus, in dem 1000 Verbrecher, meist Magyaren, für ihre schweren Thaten büßen. Da mein Gefährt Station machte, hatte ich Gelegenheit, mehrere

dieser Galgengesichter zu betrachten und die verschiedenen Idiome anzuhören, welche die durchpassirenden Reisenden ihr eigen nannten. Da sprachen einige Warschauer Herren Polnisch und Russisch, andere verständigten sich mit einem Deutschen auf Französisch und Deutsch, dazwischen hörte man slovakische und magyarische Laute.

Von Illava aus fuhren wir durch einsame, unfruchtbare Seitenthäler mit schlechten Feldern und armseligen Dörfern. Diese melancholischen Seitenthäler bezeichnen vollständig den Charakter des unglücklichen Volkes und die Lage, in welche dasselbe gerathen. Die Häuser sind schmutzig und unscheinbar, als Fenster dienen den Bewohnern kleine Löcher, die nicht höher und breiter als ein Fuß sind. Ein kleiner Bach durchfließt das Dörfchen, in demselben stehen die Frauen und klopfen mit ihren gebräunten vollen Armen auf einer Holzbank Wäsche. Sie tragen dunkelblaue Röcke und Kopftücher, zeigen die üblichen weißen Hemdärmel und lassen ihre nackten Füße aus dem Wasser hervorleuchten.

Das Thal selbst ist eng und ziemlich unfruchtbar. Melancholisch und monoton wie der Gesang eines Derwisches fließt der kleine Bach dahin; an seinem Ufer stehen in stetem Gemisch Pappeln, Weiden und Erlen, darüber erheben sich leichtbewaldete Höhen, welche mit dem Himmel das Bild abschließen und schwachen Greisen gleichen, denen der Erdenwandel eine Last ist. Die vorstehenden Baumarten durchziehen außerdem das Thal in einigen Linien; Gebüsch ist nicht sichtbar, ebenso wenig wie die tiefer im Gebirge weidenden Viehheerden. Dies Bild bleibt eine Stunde unverändert, dann erscheint ein neues Dörfchen und davorliegend ein stiller Friedhof. Man ist versucht denselben für eine einfache Wiese zu halten, Gras und Wiesenblumen wachsen auf dieser Stelle der Erdoberfläche; einige Hügel, an große Maulwurfshaufen erinnernd, ragen einen Fuß hoch empor, und einige schlichte weiße oder schwarze Holzkreuze zeigen dem Wanderer die

Bedeutung an. Inmitten dieser Wiese steht ein Christus, wie man ihn hier so oft an der Straße sieht. Das Ganze macht denselben deprimirenden Eindruck, den die stillen Friedhöfe auf sandigem Strande hervorrufen, an denen zur Fluthzeit das ewig arbeitende Meer seine Wellen spielen läßt.

Am Ausgang eines der elenden Dörfer bot sich mir ein seltsames Bild dar. In einem ausgetrockneten Bachthal hatte sich ein Zigeunerhaufe gelagert. Es war ein Trupp von 8—10 Gestalten, welche, schmutzig und zerlumpt, am Boden kauerten und apathisch einem großen Mann zuschauten, der nur mit einer Hose bekleidet mit mächtigen Hieben auf einen Baumstamm losschlug, so daß große Splitter wie die Funken bei einem Feuerwerk nach allen Seiten davon flogen. Sein Oberkörper war broncefarben, überaus kräftig und athletisch.

Das Volk der Ausgestoßenen ist in Nordungarn ebenso zahlreich vertreten wie in Südungarn. Man findet die Zigeuner sowohl als herumziehende Banden an den Dörfern gelagert und sich mit den Bauern streitend, wie auch als ansässige Hüttenbewohner. Immer aber sind es schmutzige Gestalten, welche den idealen Schilderungen in Romanen und Theaterstücken vollständig entgegengesetzt sind. Die Männer sind von mittlerer Größe, hager und zerlumpt. Ihre schwarzen Augen verleihen im Verein mit dem struppigen, ekligen Haar, den spitzen Wolfszähnen der ganzen Gestalt etwas Unheimliches, und genau dasselbe muß von den Weibern gesagt werden. Diese lieben es, sich in bunte, grelle Fetzen zu hüllen, scheuen es aber auch nicht, in Ermangelung derselben sich halbnackt zu zeigen.

Der ungeheure Schmutz und das katzenartige Benehmen macht auch die wenigen hübschen Gesichter unsympathisch. Uebrigens lassen die Zigeunerinnen Nordungarns den Schönheitsruf der braunen Evatöchter vollständig ungerechtfertigt erscheinen. Unter hundert Mädchen findet

sich eines, welches jenen Romanschilderungen entspricht, in denen die braunen Mädchen als schöne, verführerische Kobolde dargestellt werden, deren ungebundene, unbezähmbare Wildheit die tollsten Launen hervorruft. Diese Schönheiten werden dann zumeist von den ungarischen Grafen in Besitz genommen, oder es erscheint ein reicher Wiener, der den Versuch macht, das quecksilberartige, wilde Geschöpf nach der Kaiserstadt an der Donau zu entführen, um sich bald von der Ausdehnbarkeit ihres Herzens zu überzeugen. Weiber und Männer verbringen ihr Leben, besonders in der Zips, als nichtsthuende Wilde. Es fehlt diesen Menschen jeder Trieb zur Thätigkeit, und würde ihre Sprache sie nicht als Evakinder documentiren, so wäre man versucht, sie für wilde Thiere zu halten. Sie liegen oder kauern vor ihren elenden Hütten und kochen Kraut und Erdäpfel, die sie den Bauern abgebettelt oder gestohlen. Im Thurozer Comitat sind sie überaus zahlreich und etwas cultivirter. Sie beschäftigen sich hier neben Stehlen und Schlafen zuweilen mit der Schmiederei und gehen wohl auch mit der Geige aus, um Musik zu machen. Das Originellste an den Zigeunern der Slovakei ist ihr Kinderheer. Die jungen Sprößlinge wachsen wie die Thiere heran, werden aber zeitig zum Stehlen und Betteln angehalten. Kein Wunder also, daß sie als Erwachsene in beiden Fächern als Virtuosen auftreten und mit den Panduren stets in Geschäftsverbindung stehen. Dem Reisenden dienen ihre jungen Nachkommen mehr zur Belustigung als zur Belästigung. Fast aus jeder Hütte springen 3—4 kleine broncene Gestalten heraus und eilen auf den Fremden wimmernd und nach „Kreuzeri" rufend zu. Die meisten sind ganz nackt, manche indessen so glücklich, einige Hemdenfetzen oder die Reste eines schrecklich langen Rockes ihr eigen zu nennen. Weniger angenehm sind die 10—12jährigen Burschen. Diese sind ausgeprägte Spitzbubentypen und besitzen oft niederträchtige Gesichter. Sie werden von dem uncultivirten Vater zur Erde ge-

worfen, getreten oder mit Fäusten geschlagen. Die Prügelei ist übrigens eine der wenigen Beschäftigungen dieser Leute. Im Nu erhitzen sie sich und stoßen sich schimpfend mit den Armen; die Frauen zerkratzen sich wohl auch das Gesicht und ertheilen den jüngeren Mitgliedern der Gesellschaft lautschallende Ohrfeigen. Als Diebe sind sie unübertrefflich, und jederman kennt Geschichten, in denen sie als Hehler und Stehler auftreten. So hatte z. B. ein Trupp im Neutraer Comitat vor Kurzem nicht weniger als acht Pferde gestohlen. Als derselbe Sillein nach einigen Tagen erreichte, besaß er nur noch ein einziges Thier, die übrigen waren bereits verkauft oder anderweitig angebracht. — Neben den zahlreichen Nichtsthuern findet man zuweilen auch cultivirte Mitglieder dieses Volkes. In vielen Dörfern wohnt ein einzelner Zigeuner, resp. eine Familie, welcher von den Slovaken als ebenbürtiger Einwohner anerkannt ist. Er hat sein Häuschen an der Straße und dient den Bauern als Schmied und Wagenbauer. Nur der dunkle Teint und die dunkle Kleidung verrathen ihn als Angehörigen des Volkes, das Lenau so trefflich besungen. Im Winter leben die Zigeuner ebenso wie im Sommer in ihren elenden Hütten, die aus Erde oder Holz bestehen und selten höher als 2 Meter und nicht länger als vier Meter sind. Der ganze Unterschied der Winter- von der Sommerkleidung besteht darin, daß sie im Winter die Füße mit alter Leinwand umwickeln. Viele Zigeuner beschmieren ihre kleinen Kinder mit Fett und halten sie in diesem Zustande über das Feuer. Sie glauben dadurch die Kinder gegen Hitze und Kälte unempfindlich zu machen.

Ebenso bekannt wie die Lebensweise und der Charakter dieses Volkes sind, ebenso dunkel und unbekannt ist seine Vorgeschichte und seine Herkunft. Im Jahre 1416 erschien das braune Volk plötzlich in der Moldau unter der Führung eines eigenen Königs und im folgenden Jahre in Ungarn. Bald folgten neue Zuzüge, und schnell verbreitete sich das Völkchen über alle europäischen

Länder. Damals gaben sie sich als Egypter und als Palästinapilger aus, während es jetzt erwiesen ist, daß sie aus Indien gekommen sind, mit dessen Bewohnern sie unverkennbare Aehnlichkeit in Sprache und Gebräuchen besitzen. Sehr schnell machte sich das Volk in Europa verhaßt, und es kamen bald schlimme Zeiten für die braunen Gesellen. Sie wurden für vogelfrei erklärt, und mancher endete am Galgen. Einzelne Edelleute ließen sich sogar aus ihrer Haut Hosen verfertigen, und wenn auch heutigen Tages die Zigeuner nicht mehr für ihr Leben zu zittern brauchen, so ist doch ihr Loos kein beneidenswerthes. Die Hauptschuld hieran tragen sie natürlich selbst, denn alle Cultivirungsversuche des vorigen Jahrhunderts scheiterten an ihrem losen, unbändigen Sinn. In den meisten europäischen Ländern werden sie verstoßen, und nur in Spanien, Ungarn und den osteuropäischen Ländern gestattet man ihnen sich bescheiden niederzulassen. In Nordungarn weisen ihnen die Gemeinden einen Platz an, in Südungarn wohnen sie auf den Pußten, in Spanien meist in Erdhöhlen. Die eigenthümlichste Wahrnehmung, zu welcher die Beobachtung dieses Volkes führt, ist die, daß die männlichen Zigeuner trotz der unzähligen Schläge, die sie von Bauern und Anderen empfangen, häufig einen stolzen, festen Gang besitzen, eine Eigenthümlichkeit, welche mit dem ungebundenen freien Leben zusammenhängt. In Nordungarn tritt sie um so schärfer zu Tage, da der Slovake sehr demüthig und unterwürfig, der Jude zuweilen kriechend erscheint.

Bei Waag-Bistritz gelangen wir wieder ins Waagthal. Bistritz ist ein Ort wie jeder andere im Lande. Fabricirt wird nichts, die Wirthe und Kaufleute sind Juden, Reisende kommen mit Ausnahmen einiger Wiener Geschäftsreisenden nicht hierher. Das Waagthal wird an dieser Stelle interessant und romantisch. Tief unten fließt der Strom durch das Thal, zum Segen des Slovaken, denn da das Land immer unfruchtbarer wird, je

weiter wir kommen, und da der Trentschiner Slovake verarmt ist, so ist er auf den Holzhandel angewiesen. Auf den Bergen von Trentschin, Arva und Liptau fällt er die Kinder des Waldes und führt ihre Stämme mit dem Wagen mühsam zur nächsten Wasserstraße. Ist diese unbedeutend, so führt er auf einem sogenannten Halbfloß hinab, bis die Waag erreicht wird, wo er dann zwei Halbflöße zu einem einzigen vereinigt. Vierzig, fünfzig solcher Flöße begegneten uns; am Ufer selbst aber erschienen öfters Holzniederlagen, in denen unzählige große runde Bündel zur Flußfahrt bereit lagen. Man ist im ersten Augenblick versucht, dieselben für Fässer zu halten, bemerkt jedoch bald, daß es zusammengebundene Schindeln sind, wie sie der Gebirgsbewohner massenhaft erzeugt, um sie dem südlicher Wohnenden zur Bedeckung seines Heimes zuzuführen.

Auf den Landstraßen dieses Comitates sah ich wirklich bejammernswerthe Gestalten. Viele Männer laufen hier mit zerrissenem Hemd und elenden Hut umher und sehen mit den durchlöcherten, bestaubten Schuhen wie die Blinden in den Doré'schen Werken aus. Ganze Bettlerfamilien ziehen durch die Gegend, und es stimmt den Beschauer traurig, wenn er eine solche zur Schenke hereinwanken sieht. Der Mann verlangt alsdann den gewöhnlichen Branntwein, wie er in diesem Comitate allgemein getrunken wird, und gibt seinem Weibe davon, welches den Säugling an der Brust trägt.

In dem Dorfe Predmér fand ich einige originelle Bettlertypen, für den Maler wie geschaffen. Ein elender Hut suchte das überaus struppige Haar vergebens zu verbergen, die nackten Füße sahen vom Staub der Straße völlig grau. Ein elendes braunes Fell und ein zerrissenes Hemd bedeckten den Rücken, während die Brust zum großen Theil sichtbar war. Die ganze Gestalt schien wie in Staub gebadet. Einer dieser Leute war trotzdem jovial und liebenswürdig. Während die Uebrigen finster

dreinschauten, lächelte dieser staubige Don Juan freundlich und suchte sich durch Verbeugungen die Gunst der Reisenden zu erwerben und einen Borovicka zu erobern. Der Spirituosengebrauch, das Spirituosenerzeugniß ist übrigens ungemein groß. Werden doch jährlich im ganzen Königreich Ungarn 80,000 Branntweinbrennereien betrieben, durch welche 500,000 Centner an Bier und Spirituosen zur Ausführung gelangen!

Von Predmér an ist die Gegend auf eine Strecke ziemlich dicht mit Ortschaften bedeckt. Acht bis zehn Dörfer folgen in kurzen Zwischenräumen auf einander; dazu weiden am Strome Pferde und Kühe, und auf demselben führen die Flösser ihre Schindeln hinab. Der Hintergrund wird von den dunkeln Karpathenbergen gebildet, die sich zu mittlerer Höhe erheben und in ihrer runden Gestalt oft Eskimohütten gleichen. —

Eine eigene Erscheinung, die man von hier ab in der ganzen Slovakei findet, sind die großen ungarischen Pußtenbrunnen. An dem 20 Fuß langen Schwengel ist an einem Strick der Eimer befestigt, der in den meist ziemlich tiefen Brunnen hinabgelassen wird. Die Oeffnung des letzteren wird von Steinen oder von Holz umschlossen. — Fernerhin hat man hier Gelegenheit, eine originelle Erfindung der Slovakinnen wahrzunehmen. Während dieselben auf dem Felde fleißig arbeiten, haben sie ihre Säuglinge in grauen Säcken untergebracht und die letzteren an drei in die Erde gesteckten Holzstäben befestigt. Das Ganze ersetzt die Wiege und ist recht praktisch. Die etwas größeren Sprößlinge sitzen zuweilen auch innerhalb der drei Pfähle, in welchem Fall dann der erwähnte Sack als Zeltwand dient und die Sonnenstrahlen abhält. Als ich wieder einmal eine solche Einrichtung betrachtete, sah ich plötzlich bei einer Biegung der Straße einen jener stillen slovakischen Friedhöfe, und es bot sich mir ein seltsames Bild dar. Etwas höher als die Straße, also weithin ins Land schauend, stand ein einfaches Kreuz mit

einem Jesus Christus inmitten der schon geschilderten armseligen kleinen Hügel. Zwischen den schlichten Holzkreuzen graste eine hellgelbe Kuh, sich an dem duftigen Gras und den bunten Wiesenblumen erfreuend, während auf der Seite links drei Slovaken in ihren grauen Anzügen auf einem Steinhaufen saßen und ruhig zu dem Friedhof hinüberschauten. Es war ein seltsames, melancholisches Bild, und es ging mir wie Lenau in seinem bekannten Gedichte: ich mußte noch lange im Weiterfahren nach den seltsamen Gesellen zurückschauen. Was bietet das Leben einem solchen armen Burschen? Er wächst heran und trinkt zeitig den Branntwein, den schon seine Mutter genossen. Dann muß er das Vieh hüten, um später als Tagelöhner sein Brod mühsam zu verdienen. Im günstigen Fall wird er Soldat und lernt andere Gegenden und andere Menschen, welche er nicht versteht und welche ihm selten wohlwollen, kennen. Zurückgekehrt trinkt er wieder Branntwein, bis er endlich auf jene stille Wiese mit dem Christusbilde hinausgetragen wird.

Es war inzwischen Abend geworden und die dunkeln Berge schauten ernst und träumend in das wieder weniger belebte Thal herab, als wollten sie mir von unzähligen Herzen erzählen, die ein solches Leben geführt. Noch einige Flußwindungen, und im Hintergrunde lag am Fuß mächtiger Berge eine freundliche alte Stadt, von mir mit denselben Gefühlen begrüßt wie der glückverkündende Hafen vom Schiffer oder das heilige Jerusalem vom frommen Pilger. Das war das Ziel meiner heutigen Fahrt: Sillein.

IV.

Sillein, Mittelpunkt der ganzen Gegend. — Ein Viehmarkt. — Das Frohnleichnamsfest. — Im Kloster. — Eine Tanninmühle. — Das Dorf Szulyov und die Szulyover Felsen. — Slivovitz und Borovicka. — Das Rastelbinderdorf Rovne und die Rastelbinder. — Von Sillein zum Jablunkapaß.

Die Stadt Sillein oder Zsolna hat 3000 Einwohner, von welcher Zahl etwa $^1/_4$ auf das jüdische und $^3/_4$ auf das slovakische Volk entfallen. Die landschaftliche Lage ist ebenso schön wie günstig. Sie liegt am Fuß der hohen Berge, welche sich vom Trentschiner zum Thuroczer Comitat hinüberziehen und am linken Ufer der ziemlich breiten und stark strömenden Waag. Im Hintergrunde erhebt sich das Arvaer Mittelgebirge geheimnißvoll und mit Wolken umfangen in die Luft. Die günstige Lage der Stadt wird durch die Mündung des Kisuczaer Thales und durch die Eigenschaft als Kreuzungspunkt einiger Eisenbahnen noch bedeutend erhöht. Während durch das Kisuczaer Thal das Dampfroß nach Deutschland fährt, theilt sich wenige Stunden von Sillein die nach Osten führende Bahn in eine Budapester- und in eine Kaschauer Linie. Ferner steht durch den Ausbau der zunächst in Trentschin endenden Waagthalbahn die Erhebung Silleins zum Mittelpunkt der ganzen Gegend bevor. Güter und Personen, welche von Wien und Preßburg bisher über Budapest und Hatvan expedirt werden mußten, würden dann in der Waagthalbahn den kürzesten und empfehlenswerthesten Weg finden. Außerdem wird diese Bahn in den nächsten Jahren hunderte und tausende von Wienern und Deutschen nach der Alpenwelt der Hohen Tatra und den angrenzenden Gegenden fuhren,

denen diese Gegenden wegen der etwas umständlichen Fahrt bisher ferngelegen. Die Bewohner der Stadt Sillein haben somit mehr Aussicht auf eine günstige Gestaltung der Zukunft als die anderen Orte. Leider macht sich auch hier wieder das Fehlen der Industrie recht bemerkbar. Man hat entschuldigend behauptet, daß der Slovake die zu industriellen Thätigkeiten nöthige Intelligenz nicht besitzt; dem möchte ich indessen entgegnen, daß der in Wien und Budapest wohlbekannte Fleiß der Slovaken vieles ersetzen kann, und außerdem das jetzt bedeutend verbesserte Schulwesen in der Slovakei die wenigen zur Industrie nöthigen Fähigkeiten und Kenntnisse leicht hervorrufen wird. Während vor dreißig Jahren von zwanzig Slovaken neunzehn nichts als ihren Namen schreiben konnten, da sie ihre Jugend im Sommer bei den Heerden und im Winter am Ofen verbracht, wird jetzt darauf gesehen, daß die Kinder sämmtlich die Schule besuchen. Allerdings ist es für die ungarische Regierung, welche in anderen Comitaten seit zwanzig Jahren unendlich viel gethan hat, nicht leicht auf eigene Rechnung Fabriken anzulegen, da die ihr zu Gebote stehenden Mittel nicht allzu bedeutend sind; sie könnte indessen, wie sie es anderweitig ausgeführt, anregend und fördernd wirken.

Sillein ist eine alte Stadt, spielt jedoch in der Geschichte Oberungarns keine Rolle. Ihr Mittelpunkt ist der 1848 abgebrannte und sodann wieder aufgebaute Hauptplatz. Um denselben herum haben die jüdischen Kaufleute ihre Läden, vor denen sie meist in süßem Nichtsthun wie Bären vor ihrer Höhle sitzen. Der Platz ist sehr groß und zeigt in seinen Lauben eine Eigenthümlichkeit, welche man in Bern, den italienischen Städten, in den mährischen Orten und anderweitig findet.

Diese sogenannten Lauben oder Wandelhallen bieten manche Annehmlichkeit. Die Läden sind in die Häuser zurückgelegt, vor denselben befindet sich ein freier Raum, den stellenweise Säulen abschließen und der durch die

vorspringenden Häuser überdeckt und vor dem Regen geschützt wird. In demselben sitzen die Marktfrauen bei ihren Ständen und schauen behaglich wie rothwangige Aepfel drein.

Am Abend meiner Ankunft bemerkte ich auf dem Hauptplatz lebhbaftes Treiben. Viele Bauern tummelten sich mit bestaubten Stiefeln und zerrissenen Schuhen herum, und eine große Anzahl Ochsen und Kühe hatte sich auf dem Platz gelagert. Man sagte mir in Bezug darauf, daß am nächsten Tage der Silleiner Viehmarkt abgehalten werde, und daß die Bauern von weither zu diesem Zwecke schon heute erschienen seien. Am andern Morgen ging ich in Folge dessen frühzeitig zur Stadt hinaus, da der Viehmarkt seit dem Jahre 1848 nicht mehr auf dem Hauptplatz, sondern außerhalb der Stadt auf freiem Felde abgehalten wird, weil im genannten Jahre das schon erwähnte Feuer zur Zeit des Viehmarktes durch böswillige Brandstiftung ausbrach und im Fall der etwaigen Wiederholung der großen Masse Vieh verderblich werden könnte. Von allen Richtungen strömten die Kauf- und Verkaufslustigen zusammen. Am Wege lagen lautbetend sechs bis acht elende Bettler. Einer derselben hatte an Stelle des Gesichts nur noch eine elende formlose Larve. Ob der Unglückliche in die bedauernswerthe Lage durch Krankheit oder durch das in Mexiko so häufig vorkommende Begießen mit Vitriol gerathen, konnte ich nicht erfahren. Der Anblick war so entsetzlich und ekelerregend, daß ich mich sofort wieder abwenden mußte. Nicht weit davon geriethen mehrere Slovaken hart aneinander. Sie zankten sich heftig, wie alte Frauen, die sich eine Woche lang nicht gesehen, und konnten von Thätlichkeiten nur durch den Panduren abgehalten werden, der sein Stöckchen mit Grazie handhabte. Der Markt selbst war ziemlich lebhaft. Etwa 300 Slovaken waren mit 100 Pferden und 400—500 Ochsen und Kühen erschienen und suchten dieselben hauptsächlich an die Juden zu verkaufen, die in

der Stärke von 40—50 Köpfen das bedeutendste Contingent der Käufer stellten. Das Ganze bot ein ziemlich belebtes, aber wenig interessantes Bild dar. Die weißen und gelben Ochsen bildeten mit den grau- und braungekleideten Slovaken ein farbenarmes Bild, welches durch einige dunkelgekleidete Bauern und einzelne malerische Hirtenerscheinungen nur wenig gewann. Neben den Juden tauchten zuweilen einige reiche deutsche Bauern auf, die gleich einigen österreichisch-schlesischen Landwirthen mit der Bahn angekommen. Sie trugen mächtige Geldkatzen, schienen sich recht behaglich zu fühlen und spazierten mit der Würde eines Marabu einher.

Am Nachmittag waren alle Straßen mit den Davonziehenden bedeckt, und nur drei zugereiste Zigeunergruppen trieben sich noch in der Stadt herum. Die zerlumpten Gestalten machten auf dem Hauptplatz großen Lärm und schlugen oft zankend auf einander los. Besonders fiel mir ein Trio auf. Der Mann glich einem finstern Kobold, die Frau in ihren grellen Lumpen einer Hexe; der Knabe war schlank gewachsen und besaß ein schmales Gesicht, so schwarz wie seine Haare und so unheimlich wie eine Folterkammer. Als er von seinem Herrn und Gebieter gestoßen wurde, klammerte er sich mit katzenartigen Bewegungen an seine Mama an. Hierauf wandte er sich bettelnd an mich und zeigte mir die schönste Gauner- und Diebsphysiognomie, die ich je gesehen. Auch der Richter der Zigeuner war erschienen: ein hoher, schöner Mann mit rothen Hosen, blauem Hemd und rother Mütze. Zum Zeichen seiner Würde trug er in der Hand einen Stab. Er wohnt in der Nähe der Stadt, und bei ihm holt sich der Pandur gern Auskunft über die unehrlichsten Leute der Umgegend.

Am darauffolgenden Tage wurde das Frohnleichnamsfest gefeiert. Das Ganze verlief viel einfacher und ohne den Pomp und die zahlreiche Betheiligung, die ich erwartet hatte. Am frühen Morgen marschirte ein Trupp

der im Nachbardorf Budatin garnisonirenden Honveds vor der Hauptkirche auf. Von hier setzte sich nach einiger Zeit der Zug in Bewegung und besuchte den Hauptplatz, wo vier Altäre errichtet waren. Voran zogen 50 bis 60 Knaben und Mädchen, und hierauf folgten etwa 300 bis 400 Erwachsene. Die ganze Gruppe bot ein überaus buntes Bild dar. Die slovakischen Bauernweiber waren zahreich mit großen weißen Tüchern und rothen Kopftüchern erschienen, und hatten sich mit den städtisch gekleideten Silleinern bunt gemischt. Inmitten des Ganzen schritt unter einem hohen Baldachin ein alter, ehrwürdiger Geistlicher so langsam und würdevoll, daß man hätte fast glauben können, es sei der heilige Petrus, der auf die Erde zum Besuch herabgestiegen. Sein gold- und silberbesetztes Kleid, sowie die seiner vier geistlichen Begleiter bildeten einen angenehmen Gegensatz zu den nachfolgenden Honvédoffizieren von Budatin. An jedem der vier Altäre wurde Halt gemacht. Es erfolgte zunächst Gesang, dann gaben die Honvéds eine Salve ab, und bliesen zum Gebet. Hierauf kniete Alles nieder, um nach beendetem Gebet unter dem Läuten der Glocken singend weiter zu ziehen. Zum Schluß ertönten Böllerschüsse, und die Prozession zog nach der Kirche zurück, an der Spitze kleine Mädchen führend, welche das Haar mit grünen Kränzen geschmückt hatten und kleinen Engeln glichen, die sich unter die Menschen gemischt.

Sillein besitzt auch ein altes Franziskanerkloster. Es liegt am Ende der Stadt und unterscheidet sich von den übrigen Häusern nur durch seine Größe. Ich stattete dem alterthümlichen Gebäude meinen Besuch ab, fand leere Kreuzgänge und von allen Zellen nur sechs bewohnt, in denen sechs Brüder ihr Dasein auf friedliche Weise fristeten. Dieselben waren freundlich, verstanden aber meist nur die lateinische und slovakische Sprache. Das ganze Gebäude machte den Eindruck des Verlassenseins, mahnte an die Vergänglichkeit alles Irdischen und

dürfte sich als Kaserne vorzüglich benutzen lassen. In Nordungarn sind die Klöster außerordentlich selten, während sie in den fruchtbaren südungarischen Gegenden etwas häufiger sind und dem Reisenden ebenso gern ihr gastliches Thor öffnen, wie die des heiligen Landes.

Bei kühlem Wetter brach ich eines Tages von Sillein zeitig auf und stieg in südwestlicher Richtung bergan. Nach kurzer Zeit gelangte ich an einen munteren Bach, die Rajcec, und hier begrüßte mich das lustige Klappern einer Mühle, in welcher die Tanninindustrie betrieben wird. Die Baumrinde wird unter die Stampfe gebracht, von derselben zerstoßen und sodann zum Gebrauch der Gerber versandt. Ich sagte dem munteren Bache Valet und stieg auf die nach Westen ziehenden, wenig fruchtbaren Hügel. Da es einige Tage ununterbrochen geregnet hatte, war der slovakische Straßenkoth fürchterlich, die Stiefeln zeigten auffallend viel Lust in demselben stecken zu bleiben, und nur unter Aufbieten aller strategischen Kenntnisse und kühner Flankenmärsche gelang das Passiren einiger Gebirgsdörfer. Dieselben waren überaus klein und armselig. Man sah es dem mäßig gewellten Terrain sowohl, als den schlichten Bewohnern nur zu gut an, wie stiefmütterlich die Natur diese fast ganz unbekannte Gegend behandelt, in welche höchst selten ein Pandur oder Beamter und fast nie ein Fremder sich verirrt. Die Leute sind wie alle von der Welt abgeschlossenen Gebirgsbewohner einfach und genügsam. In manchen dieser zehn bis zwölf Häuser enthaltenden Dörfer giebt es kein Wirthshaus und nur sehr selten ein festliches Ereigniß. Aus dem letzten derselben führte mich ein kleiner Hirtenjunge durch herrliche Wälder bergan und war sodann über einen Zwanziger so entzückt, daß er mir durchaus die Hand küssen wollte. Diese Art ist hier sehr gebräuchlich, und man kann dabei die herrlichen weißen Zähne beobachten, die fast jeder Slovake besitzt.

Besonders haben die Geistlichen sich nicht über

mangelnde Handküsse zu beklagen. Steht der junge Kaplan oder der Herr Pfarrer selbst an der Thür des Pfarrhauses, so ziehen die drallen Weiber und Mädchen grüßend heran, treten zu dem geistlichen Herrn und drücken ihre rothen schwellenden Lippen auf seine schmale Hand. Er scherzt dann mit ihnen und schaut ihnen wohlgefällig in die großen braunen Augen. Sie aber lachen lustig, und ihr voller Busen wogt ungestüm auf und nieder.

Der Wald war herrlich, und es schien stets, als sollte sich hinter demselben ein Paradies erschließen. Bald gelangte ich durch eine enge Schlucht mit den verschiedensten Laubbäumen, bald führte mich ein steiler laubbedeckter Weg durch einen herrlichen Buchenwald. Plötzlich stand ich auf dem Gipfel des Berges, und vor mir lag ein reizendes herrliches Thal, welches mir in Anbetracht des vorhergegangenen Weges wie ein Paradies erschien, und welches ich mit demselben freudigen Entzücken betrachtete, wie der Ritter das unvermuthet gefundene Feenschloß in den Spieß'schen Romanen. Noch einige Schritte und ich stand auf einem gewaltigen hervorspringenden Fels, dem Róhats (d. i. der Gehörnte). Er hat seinen Namen deswegen erhalten, weil er zwei gewaltige steile Felsblöcke mit derselben Ruhe auf seinem Rücken trägt, wie das Kameel seine Höcker. Der Ausblick ins reizende Szulyover Thal, sowie die Umschau nach den das Thal einschließenden Felsen ist originell und großartig. Man glaubt sich plötzlich in eine seltsame Gesellschaft versetzt. Alle die umliegenden 300 bis 400 Meter hohen Felsen zeigen die eigenthümlichsten Formationen und regen die Phantasie zur größten Thätigkeit an. Bald meint man sechs bis acht Burgen neben einanderliegend zu gewahren, dann wieder ist es, als ob einige Orgeln in die Lüfte ragten oder als ob Bären auf den Felsen lagerten und ungeheure menschliche Köpfe dieselben zierten. Dazwischen ragen schroff und kühn einzelne Zacken in die Luft, wie man sie im Tatragebirge nicht grotesker finden kann. Es

scheinen Fingerhüte und Nadeln zu sein, mit denen einst ein vergangenes Geschlecht von Riesendamen gearbeitet. Dort zeigen sich dünne lange Säulen, neben denen man die Trümmer eines Palastes zu gewahren glaubt.

Die Felsgebilde des Szulyover Thales bestehen aus leichten Kieseln, deren Bindemittel Kalkmergel ist. Unter dem Einfluß der Witterung hat diese Gesteinsverbindung die geschilderten seltsamen Formationen angenommen und gewährt noch heutigen Tages Abänderungen. Lassen wir den Blick vom Róhats in die Tiefe schweifen, so bietet sich uns ein entzückendes Bild dar. Das Dörfchen Szulyov liegt friedlich zu unsern Füßen und erinnert uns mit seinen reinlichen Häusern, seinen freundlichen Kirchen und einigen größeren Gebäuden an jene Häusergruppen, welche die Kinder oft mit ebensoviel Sorgfalt als instinktivem Geschick gruppiren. Fast thut es uns leid, den Höhenzug zu verlassen, dies liebliche Bild verlieren zu müssen. Und doch muß geschieden sein, denn die Mittagsstunde naht. Allerdings fand ich in dem kleinen Wirthshaus des Dorfes nichts als Slivovitz und Brotteig, doch öffnete das Pfarrhaus seine gastliche Pforte, und der liebenswürdige evangelische Pfarrer hieß mich herzlich willkommen. Der vorerwähnte Slivovitz ist das eigentliche Nationalgetränk der Slovaken. Es ist eine aus Zwetschen gebrannte Flüssigkeit und schmeckt, wenn unverfälscht, recht angenehm. Da dieses Getränk indessen zu theuer für den slovakischen Landmann ist, so sieht er sich auf den gewöhnlichen Branntwein und auf den Borovicka angewiesen. Der letztere wird aus Wachholderbeeren bereitet und in ziemlicher Menge consumirt. Der genannte Brodteig ist in dieser Gegend gleichfalls sehr verbreitet. Er hat den Umfang der großen Gebirgskäse und besteht aus einer zwei Finger hohen ziemlich schweren Brodmasse, über welcher sich eine einen Centimeter tiefe Quarklage befindet.

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel aber, welche dem

ganzen Volke eigenthümlich sind, bestehen aus Kartoffeln und Kraut. Jahraus, jahrein nimmt der Slovake nichts als die genannten Felderzeugnisse; er gleicht darin den Gebirgsbewohnern einzelner anderer Völker und geht wie diese nur bei festlichen Gelegenheiten von seinen Gewohnheiten ab.

Der liebenswürdige Inhaber des Pfarrhauses war so freundlich mir seine werthvolle Bibliothek zu zeigen, und schließlich unterbreitete er mir ein Gedicht, welches eine deutsche Dame im Jahre 1803 in begeisterter Stimmung über die Szulyover Felsen geschaffen. Dasselbe nahm nicht weniger als drei Quartseiten ein und war mit großer Schärfe in dem schweren Versmaß der damaligen Zeit durchgeführt. Wie ich vernahm, hatte es auch das Interesse des vor Kurzem durchgereisten größten magyarischen Dichters, Maurus Jókai, erregt. — In der einfachen gefälligen Kirche des Dörfchens befindet sich ein großer Schatz: ein betender Petrus, das Bild eines ungenannten vergessenen Künstlers. Die gefalteten Hände sind überaus lebenswahr, während der großartige, etwas markige, dabei doch ideal gehaltene Kopf sich wunderbar von der Leinwand abhebt. Das Ganze ist ein Meisterwerk, doch unbekannt wie der Name des Künstlers.

Nur ungern vertraute ich mich dem einfachen Leiterwagen nebst eingelegten Strohbündeln an, welcher mich am Nachmittag dem friedlichen Dörfchen entführte. Noch wird dasselbe sammt seinen Felsen wenig besucht; es dürfte indessen bald die Zeit kommen, wo auch Fremde als Eintagsfliegen mit den verschiedensten Bedürfnissen und Ansprüchen sich hier einfinden. Die Vollendung der Waagthalbahn wird sicherlich dies idyllische Thal den reiselustigen Großstädtern erschließen und der jüdische Wirth sich dann vielleicht auch Waizenbrod zulegen. — Bei Prédmer erreichte ich das Waagthal, und von hier führte mich mein Wagen aufwärts nach Bicse, wo wir über den Strom mittelst einer einfachen Fähre setzten

und obige Judenstadt passirten. Diese Bezeichnung gebührt dem kleinen Marktflecken unbedingt. Während in anderen Orten die Juden zwar zahlreich sind, doch nicht die einzige Bevölkerung ausmachen, scheint dies hier so ziemlich der Fall zu sein. Eine schöne, prächtige Synagoge deutet übrigens darauf hin, daß sie sich in diesem neuen Jerusalem wohl fühlen. Bei Sonnenuntergang fuhr ich durch ein schönes Thal in die Berge hinein, welche sich dicht wie Liebespärchen an einander schmiegten, und bald wurden die ersten Häuser von Rovne, dem größten, ältesten und vornehmsten Dorfe der Rastelbinder sichtbar. Viele Wagen mit Slovaken kamen uns entgegen oder begleiteten uns, dralle Weiber und Mädchen, deren Schönheit mir schon die Juden von Sillein und Bicse gerühmt, arbeiteten rüstig auf dem Felde, rechts und links aber zogen prächtige Laubwälder an den Bergen hinauf und schlankgewachsene Tannen klimmten an ihnen empor, wie ein Regiment Soldaten, welches einen Höhenzug stürmt.

Nächst Rovne kann nur noch das Dorf Dehepole Anspruch auf langen Bestand und guten Ruf erheben; die übrigen rangiren als Colonien dieser ältesten und vornehmsten Rastelbinderstaaten. Rovne hat 900 Häuser und nicht weniger als 7000 Einwohner. Die meist hübschen ansehnlichen Gebäude nehmen natürlich den ganzen Hintergrund des zauberisch romantischen Thales ein und verleihen dadurch dem Ort eine Länge von einer Meile. Die Bewohner befinden sich in günstigeren Verhältnissen wie die übrigen Slovaken und sind mit Ausnahme einiger Obsthändler lauter Rastelbinder.

Die Organisation des Rastelbindergewerbes hat sich im Lauf der Zeit derart gestaltet, daß ältere Männer als Meister auftreten. Diese patriarchalischen Herren beschäftigen drei bis vier Gesellen und ebensoviel Lehrbuben. Sie lehren denselben gewissenhaft ihre Kunst, schicken sie im Land umher und halten sie möglichst knapp. Nur

am Sonntag gestatten sie denselben vielleicht in der Schenke auf ihre Kosten etwas zu genießen, halten aber dafür die Lernenden am Montag zum Hungern an.

Ich besuchte einige dieser Meister, welche sich hauptsächlich auf die Erzeugung von Blechwaaren beschränken und begab mich sodann noch zu einem derjenigen drei Meister, welche mit Draht arbeiten. Derselbe war ein sehr intelligenter, hübscher Mann und lieferte mit seinen Leuten den Beweis, daß der Slovake ebenso geschickt als fleißig sein kann, sobald er den nöthigen Trieb empfängt. Bei diesem Großmeister sah es nicht nur in seinem zweckmäßigen, fast feinen Comptoir, sondern auch auf seinen Lagerräumen sehr sauber aus. Auf den letzteren lagen in großen Kisten alle möglichen Bedürfnisse unseres großstädtischen Lebens, Dinge, die man täglich sieht und täglich braucht, ohne sich im Geschäftseifer die Frage vorzulegen, woher sie kommen und wer ihnen zum Dasein verhilft. Da konnte man zierliche Strickkörbchen für Damen mit rothem Futter sehen, dort Schlüsselhalter mit grüner Gaze, kleine zierliche Puppenwagen, große Bierkörbe, hübsche Fruchtkörbe, Handtuchhalter, Plattfüße, Theesiebe u. dergl. mehr. Alles aus Draht hergestellt, und alles sauber gearbeitet.

Von hier aus gehen die Rastelbinder in alle Länder. Man findet sie nicht nur in Deutschland, Frankreich und den übrigen westeuropäischen Ländern, sondern auch in Rußland und Amerika. Sie ziehen in diesen Ländern oft zwei, drei Jahre herum und kehren dann meist mit ziemlichem Gewinn zurück. Denn obgleich manche allerdings ohne einen Pfennig zu Hause wieder eintreffen, sparen viele in der Fremde 800 bis 1000 fl., somit ihr Glück im Auslande begründend. Oft ziehen diese Leute wenige Tage nach ihrer Hochzeit von dannen und verlassen ihre drallen, vollen, jungen Weiber, die auf ihre Rückkunft ruhig warten, zuweilen aber auch mit getreuen Nachbarn und dergleichen sich bekannt machen.

Das Landschaftsbild, welches sich mir bei meiner Rückfahrt nach Sillein darbot, gehört zu den großartigsten und seltsamsten, die ich je gesehen. Nachdem wir über den Strom gesetzt, führte die Straße auf die Höhen des linken Ufers. Tief unter uns floß einer Riesenschlange ähnlich der gewaltige Fluß. Er war durch den beständigen Regen der letzten Tage bedeutend gewachsen und hatte einige Strecken Landes unter Wasser gesetzt. Aus der silbernen Masse hoben sich schwarz und gigantisch einzelne Inseln hervor, während hinter demselben die bewaldeten Berge in die Höhe stiegen. Ueber denselben ruhte ein hellgelber Streifen leicht und zart wie ein seidenes Tuch, den schwarzen Wolken von den dunkeln Bergen hervortreten lassend. Im Süden lagen die schwarzen Wolken scheinbar auf den hohen Bergen, während weit im Norden der Abendhimmel in hellblauem Dunst erschien und die Berge allmählich in bläulichem, märchenhaften Umrissen verschwanden. Ruhig und ernst breitete sich das Bild vor mir aus, eine echte Mississippilandschaft im Kleinen. Nach und nach stieg der Nebel aus dem Strom empor und zog sich am Fuß der mittleren schwarzen Berge luftig hin, wie der Schleier, mit dem beim Mondenschein Nixen und Elfen spielen. Wir passirten einzelne Dörfer, in deren Schenken die Holzflösser sich von ihrem schweren Tagewerk erholten, indem sie halb auf dem Tisch liegend mit ihren braunen Aermen gesticulirten und einen wüsten Lärm vollführten. Ich dachte bei diesem Anblick unwillkürlich an die einsamen Waldschenken des Bakonyer- und des Böhmerwaldes, welche früher der Schrecken der Reisenden und die Lieblinge der Romanschriftsteller waren. Bald hüllte uns wieder die dunkle Nacht mit ihrem etwas kühlen Mantel ein. Lange Zeit war nichts anderes zu sehen als der hellglänzende Strom, dessen Rauschen das Concert unzähliger Frösche begleitete, bis plötzlich bei einer Wegbiegung ein Feuerschein sichtbar wurde.

Ein Feuerschein wird stets bei einer ruhigen Abend-

landschaft beängstigende, beunruhigende Gefühle hervorrufen. Dieser aus dem Gebirge hervorbrechende stimmte mich indessen unsagbar traurig, denn wer einmal die eng aneinander liegenden Hütten der armen slovakischen Gebirgsbewohner gesehen, kann sehr gut die Gefahr ermessen, die ein einziges brennendes Haus den übrigen bereitet.

Verfolgen wir den Lauf des munteren, stark strömenden Waagthals von Sillein aus abwärts, so kommen wir nach wenigen Minuten an eine Brücke, welche uns in ein zwischen alten Bäumen und deren frischen Nachkömmlingen verstecktes Dörfchen führt. Einige größere weiße und gelbe Häuser schauen aus dem Dunkel der Bäume neugierig hervor, wie alte Einsiedler, die aus ihrer Bergklause in das fruchtbare Thal hinunterblicken, das ihnen mit seinen Geschöpfen fremd geworden.

Es sind die Residenzen einiger alter Beamten und Privatiers, Leute, die auf ihrem Divan liegend und schlafend behaglich ausruhen von einem bewegten, arbeitsreichen Leben. Die wohlgepflegten kleinen Gärten vor den Häusern schauen freundlich zu dem blauen Himmel empor, ebenso das alte seitwärts stehende Schloß. Es ist ein ziemlich kleines Gebäude, das sich keck auf einem unbedeutenden Hügel breit macht. So recht übermüthig und stolz schaut das kleine Ungeheuer um sich, als wollte es Jedermann zu fürchten machen. Und es hat in der That eine gewisse Berechtigung dazu, dient es doch jetzt einem Honvédbataillon zur Kaserne. Eine Abtheilung exercirt dort im Schatten eines plumpen, im Kasernenstyl geschaffenen Gebäudes. Der Unteroffizier giebt sich wirklich viel Mühe und strengt sich redlich an. Offenbar ist er vollständig bei der Sache und denkt vielleicht weniger an den Abend, als sein Mädchen, das nicht weit davon Wäsche klopft, und noch weniger denkt er dabei an die alten Ritter, die einst hier gehaust, und die es sich allerdings nicht haben träumen lassen, daß einst Landessöhne

in rothen weiten Hosen hier die unteren Extremitäten üben würden.

Die Offiziere schreiten inzwischen sporenklirrend über das Pflaster in Sillein und lassen ihre Uniformen und ihre martialischen Schnurrbärte, die wie Windmühlenflügel in die Luft ragen, von den schönen Jüdinnen bewundern, deren Väter ihnen vielleicht Geld vorgeschossen haben. Die Begeisterung für das zweifarbige Tuch ist in Ungarn womöglich noch größer als in anderen Ländern, und besonders bei den schwarzhaarigen, gluthäugigen Magyarinnen ordentlich rührend. Da geht keine Kriegervereinsfeier, keine Fahnenweihe vorüber, an denen nicht eine Compagnie weißgekleideter Jungfrauen die Fahne umschwärmt und zum Dank dafür von den Fahnenjunkern wieder umschwärmt wird.

Dies Dörfchen ist das schon erwähnte Budatin, die „Garnisonsstadt" von Sillein. Es liegt an der Mündung der Kisutcza. Die Kisutcza ist ein kleines Flüßchen, viel lebhafter und interessanter als ihr Thal, welches selbst ihr Mißfallen hervorzurufen scheint, denn sie durchströmt es in geschäftiger Eile, schlägt sich durch die wenigen und nur dürftigen Felder durch und scheint keine Notiz zu nehmen von den ernst und trüb herabschauenden Bergen. Dieselben sind bereits entholzt und machen einen ebenso melancholischen Eindruck wie die wenigen Dörfer, auf die man in Zwischenräumen von einer Stunde trifft. Sie lehnen sich traumversunken an die Berge oder an das Flüßchen, und vor oder unter ihnen hocken jene armseligen bunten Gestalten, die als Zigeuner das unglücklichste und doch wiederum glücklichste Volk der Erde bilden und oft den wilden Katzen des Waldes gleichen, die man zuweilen aufscheucht. Nachdem der Fluß sich mehrere Stunden, mit den Bergen und Feldern immer gleiches Gewand zeigend, hingewunden, tritt ein kleines Städtchen an uns heran: Kisutcza-Ujhely. Es zeigt den Charakter aller übrigen slovakischen Markt-

flecken. Die engen Straßen sind wenig und nur selten belebt und an Sehenswürdigkeiten besitzt es nichts anderes als die Perlen von Osteuropa: die Juden. Dieselben beglücken die Slavenländer in höchster Zahl mit ihrer Anwesenheit. Auf 1000 Slaven entfallen 40 Juden; in der Monarchie aber wohnen im Ganzen $1^1/_3$ Million Abkömmlinge dieser Race, wovon auf Oesterreich über 800,000, auf Ungarn 520,000 Köpfe kommen. Die wenigen Honorationen der slovakischen Marktflecken führen kein beneidenswerthes Dasein. Die Professoren, die Lehrer, Pfarrherren, Stuhlrichter und sonstigen Beamten sind auf den eigenen Umgang Sommer und Winter angewiesen. In der Woche wird gearbeitet, kommt der Sonntag, so wird am Nachmittag gekegelt und am Abend vielleicht noch ein Glas Wein getrunken. So vergehen die Wochen, und so vergehen die Jahre in ihrem sichern und unaufhaltsamen Lauf. Und viel guter Wille und viel gute Kraft arbeitet oft im Verborgenen und scheinbar am unrechten, ungünstigen Platz. Gute Kraft wirkt hier indessen um so nachhaltiger, und es ist dem Slovakenvolk zu gönnen und zu wünschen, daß aus seinem Bauernstande sich gute Kräfte hervorheben und lehrend und schaffend in bescheidenem Kreise am Ausbau des Volkes theilnehmen, dasselbe vor dem Untergange bewahrend.

Das Dampfroß saust an diesem kleinen Oertchen vorüber und hält nur selten in seinem Hochmuth hier an; es eilt das Thal hinauf, nach dem Jablunkapaß, um in das germanische Revier zu gelangen. Auf diese Weise haben die Honoratioren auch von ihm keinen bedeutenden Vortheil. Als ich in Kisutcza dasselbe erwartete, füllten über 100 meist junge Slovaken den Perron. Sie hatten ihre Säcke auf dem Rücken und wollten sich hinabführen lassen ins reiche Land der Magyaren, wo sie binnen wenigen Wochen ein neues Eisenbahngleis legen sollten. Sie unterhielten sich laut und

zankten zuweilen ziemlich heftig. — Hinter Kisutcza Ujhely wird das romantische Thal wieder still und unbelebt. Hin und wieder ein Dörfchen, hin und wieder Slovaken mit staubigen Schuhen oder Stiefeln, — das ist Alles. Am Sonntag sehen die Frauen nicht übel aus. Sie tragen dunkle Röcke und über Kopf und Rücken das weiße, reinliche Tuch, das man im Lande Trentschin so oft sieht; die Männer führen den braunen oder schwarzen einfachen Rock, der ein treuer Gefährte der wandernden Kesselflicker ist. Immer weniger Wald zeigt sich auf den Bergen, immer einfacher wird die Gegend, bis wir nach dem Städtchen Csácza gelangen, wo das Thal sich noch einmal erweitert und einen hübschen Blick gestattet. Hier beginnt die Flösserei, hier setzen sich nach Regenwetter unzählige Halbflösse mit je zwei Slovaken bemannt in Bewegung, um durch das stille Thal der Kisutcza hinabzuschwimmen und auf die gewaltige Waag zu treffen. Von hier an fährt das Dampfroß durch eine veränderte Gegend. Es verläßt das Kisutczathal und steigt durch die verschiedensten Waldungen steil bergan. Bald haben wir rechts und links stattliche Tannen, bald rauschen die Laubbäume über den kleinen Büschen, bald öffnet sich rechts, bald links eine Ausschau. Im Thal liegen freundliche kleine Ortschaften und unzählige zerstreute Heuhütten, die nebst den dahinter stehenden Höhen an die Landschaften des Schweizer Vorlandes erinnern.

Nach kurzer Zeit kommen wir zu dem seit Alters her bekannten Jablunkapaß, welcher in der Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat. Hier standen seit 1541 Schanzen, hier wurden im 30jährigen und im 7jährigen Krieg blutige Rencontres abgehalten, hier flog endlich 1849 der k. k. österreichische Adler über die Grenze des Magyarenlandes, um dort nach arg zugestutztem Flügel endlich den stolzen Magyaren zu bezwingen.

Auf der Höhe angekommen, bezeichnet uns ein einfacher schlichter Stein die Stelle, wo das Land der

Magyaren endet. Hier verschwindet die slovakische Tracht, die einförmige, halb melancholische slovakische Welt, da hinten liegt das liebliche österreichische Schlesien mit seinen reichen Kohlen- und Eisenwerken und seinen blühenden Feldern und Ortschaften. Und noch weiter hinauf im Norden beginnt das Reich des einköpfigen Adlers: die gesegnete fruchtbare Ebene Schlesiens; der Erwerb des Größten der Hohenzollern. Alle diese Gegenden sind zumeist von Stämmen des germanischen Volkes bewohnt, denen Natur und Geschichte ein besseres, reicheres Land verliehen haben als dem schlichten Slovaken.

V.

Ein Fockosch und seine Geschichte. — Rajcec. — Der Bär. — Bärengeschichten. — Die Spitzbubendörfer Rosina und Jackov. — Das Innere der Gebirgsbauernhäuser. — Das Dorf Cicman und die dasige Tracht. — Drei Landsleute.

Früh am Morgen hatte sich ein Silleiner, der mir auf einer achttägigen Gebirgswanderung als Führer dienen wollte, bei mir eingefunden, und bald hatten wir das alte Sillein und seinen großen Marktplatz nebst den unzähligen jüdischen Kaufläden hinter uns. Vor uns stiegen imposant die Berge von Trentschin in die Lüfte und überragten stolz einige kleine Dörfchen zu ihren Füßen. Sie glichen gewaltigen Bären, die verschlafen auf zierliche Mäuse blicken, welche zu ihren Füßen spielen. Und in der That sind beide angegebene Mitglieder des Thierreiches hier stark vertreten. — Mein Begleiter führte eines jener Instrumente in der Hand, welche in Ungarn so zahlreich und im Ausland so berühmt und so berüchtigt geworden sind. Das letztere konnte man auf unseren Fockosch speziell anwenden. Er war ein Beil wie jedes andere, und doch hatte er seine Geschichte. Vor etwa 40 Jahren war der Vater meines Pylades eines Abends mit seinem schwergeladenen Wagen nach Haus gefahren. Er hatte mit einem Nachbar und in einem entlegenen Städtchen die Herrlichkeiten des Jahrmarktes gemustert und von denselben mancherlei eingekauft. Nichts ahnend und ruhig aus ihren kurzen Schemnitzer Pfeifen rauchend, fuhren sie dahin, als plötzlich bei einer Biegung des Weges drei bis vier Gesellen hinter den Bäumen wie böse Waldgeister hervorsprangen und Miene machten, sich auf den Wagen zu stürzen. Rasch entschlossen hieben

die Darinsitzenden tüchtig auf die Pferde ein, und es gelang glücklich den starken Thieren den Wagen aus der unmittelbaren Nähe der Räuber zu entfernen. Diese eilten dem davonjagenden Wagen ein Stück nach, und einer der schwarzen Gesellen warf seinen Fockosch nach den Davonfahrenden. Ohne Schaden anzurichten blieb dieser in der Leinwandplane des Wagens hängen und wurde von den Insassen des Wagens als Andenken an einen unheimlichen Abend werth gehalten. Die Räuber fielen kurze Zeit darauf den Männern der Gerechtigkeit in die Hände und zierten zur Strafe für diesen wohlberechneten Ueberfall und besser gelungene frühere Thaten nebst Anderen ihres Gelichters den Galgen. Damals war eben an ungarischen Räubern ziemlicher Ueberfluß, während heutigen Tages die magyarischen Edeldamen, die früher für die Schnurrbärte der kühnen Räubersöhne geschwärmt, tagelang umsonst den Bakonywald durchsuchen könnten. Uebrigens dürften die schwarzäugigen Ungarinnen jetzt auch einer anderen Geschmacksrichtung huldigen; die französischen Romane und Theaterstücke der letzten Decennien haben mit rastlos fortschreitender Civilisation auch zwischen Preßburg und dem Rothenthurmpaß Manches geändert, und wenn das Land Lenau's auch noch nicht übercultivirt ist und an Ueberbevölkerung leidet, so entspricht es doch keineswegs den Anschauungen unzähliger Deutschen, für welche ein Jokaischer Roman, eine Pußtennovelle und eine Räuberaffaire genügende Repräsentanten für ein Land sind, das so groß wie Preußen ist und zweifelsohne noch eine große culturhistorische Zukunft besitzt.

Der Fockosch ist ein sehr praktisches Instrument. Er dient dem wilden, schmutzigen Kanász (Schweinehirten) oder Juhász (Schäfer) ebenso wie dem slovakischen Hirten zur Vertheidigung und zum Holzfällen. Oft bleibt der Hirt mehrere Tage mit der Heerde aus und dann ist es nothwendig, daß er sich ein Feuer anmacht und sich daran gemüthlich seinen Gulyas zurichtet.

Indem mir mein Gefährte eine Unzahl Räubergeschichten aus ältester und alter Zeit erzählte, schritten wir in das Gebirge hinein. Das eigentliche Trentschiner Gebirge trägt an seinem Eingang einen originellen Charakter. Dürftige Wiesen werden von einem kleinen Bach durchzogen, und nach hundert Schritten bereits heben sich steil und kahl die Berge empor. Diese Kinder der Erde sind kahl und felsig, an vielen Stellen zeigen sie seltsame Felsenstücke, die kerzengerade wie die Nadel der Kleopatra emporsteigen, an anderen Stellen schauen sie auf die riesigen Blöcke herab, die sich vor undenklichen Zeiten losgelöst und mürrisch neben den Wiesen lagern. Nach langer, langer Zeit kommt ein kleines Dörfchen, und das Thal erweitert sich auf einige Minuten. Gegen Mittag erreichten wir den kleinen Marktflecken Rajcec, der auf einer Hochebene zu liegen scheint, und dessen kleine Häuser an manche Dörfer der Ostschweiz erinnern. Es war Schabbes und daher der Eindruck ein im höchsten Grade jüdischer. In der größten der kleinen Schenken trieb sich die männliche Haute volée der Judenschaft am Billard herum, laut schreiend und stark rauchend ihre Kunstfertigkeit erprobend. Die Damen dagegen saßen am Hauptplatz und betrachteten den zollhohen Koth, der den Platz in einen höchst unangenehmen, für die Stiefeln lebensgefährlichen Ort verwandelte. In einer kleinen Schenke tranken wir am Nachmittag einen Slivovitz und hatten Gelegenheit die modernen Kleider der schönen jüdischen Wirthstochter zu bewundern, die stolz und kalt wie eine Statue vorüber wandelte und träumerisch ihre schwarzen, von langen Wimpern beschatteten Gluthaugen auf uns ruhen ließ. Sie fand in diesem stillen Oertchen offenbar wenig Bewunderer, doch schien sie dies nicht abzuhalten, sich in schöner Hülle dem Spiegel zu präsentiren. Wurde doch dadurch ihr Evaverlangen befriedigt! Ihr modernes Kleid stach gewaltig von der bestäubten, elenden, grauen Kleidung eines jungen Slovaken ab, welcher herein trat und aus

einem wenig appetitlichen Tuch ein Stück Butter nahm. Er tauschte sich für dasselbe Salz ein und schaute dem Abwiegen desselben mit apathischer Miene zu. Ich weiß wirklich nicht, ob er ahnte, daß die alte Jüdin ihn beim Wiegen übervortheilte oder nicht. Gleichgültig zog der Arme, nachdem er einen Borovička getrunken, wieder von dannen, zurück zu seinem zwei Stunden entfernten Gebirgsdörfchen.

Wir erfuhren hierauf von der jüdischen Wirthin, daß man vor wenigen Tagen einen todten Bären nach Rajcec gebracht, der dem erlegenden alten Jäger die Kopfhaut beschädigt. Sie fügte hinzu, daß der Sohn desselben Jägers vor einigen Jahren von Bären zerrissen worden sei.

Die Bären sind noch immer ein zahlreiches Völkchen unter den Karpathenbewohnern. So hat man zum Beispiel im vergangenen Winter in der Gegend von Sillein zwei, in der Gegend von Ruttka sechs und in vielen Dörfern drei bis vier getödtet. Während sie in den Kleinen Karpathen ganz fehlen und sich in der Arva nur wenig Exemplare vorfinden, sind sie in dieser Gegend sehr zahlreich vertreten. Auf der Nordseite der Tatra und in der Liptau begegnet man dem Meister Petz gleichfalls, doch sind diese Bärenreviere im Vergleich zu Siebenbürgen unbedeutend. In dem letztgenannten Lande sieht man fast jeden Tag den Bären und aus dieser Gegend kommen auch die walachischen Bärenführer, die in ihrer originellen Tracht früher auf dem Lande die deutsche Jugend so oft erfreut und belustigt haben. Was den Slovaken und sein Verhältniß zu Meister Petz betrifft, so ist der erstere schon zufrieden, wenn ihn der letztere ignorirt. Er sieht diesen Gebirgsbewohner und unerbetenen Mitesser bei seinem kärglichen Mahl oft im Walde, wenn er mit einigen Gefährten Holz fällt. Der Slovak begnügt sich dann damit, die Axt zu schwingen und ein Geschrei zu erheben, der Bär versteht ihn in den meisten Fällen und läuft gemüthlich davon. Obgleich er

im gereizten Zustand fürchterlich ist, so greift er doch bei halbwegs gefülltem Magen den Menschen nicht an, da er ihn fürchtet.

Seine Hauptnahrung besteht aus Gerste, Hafer, Honig und Vieh. Er liebt in erster Linie gleich schönen Frauen die Süßigkeiten, geht aber sehr gern den Heerden nach. So kommt es auch, daß er im Sommer sich auf den Bergen und in den unzugänglichen Schluchten aufhält, im Winter aber mit dem Vieh herabsteigt und sich den Dörfern nähert. Befindet er sich auf der Jagd nach Fleisch, so ist sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, daß er dem Ochsen oder dem Pferd sich von hinten nähern kann. Mit einem mächtigen Satze springt er sodann seinem Opfer auf den Rücken, gräbt seine langen Krallen in die Seite des unglücklichen Thieres und beißt dasselbe ins Genick. Gelingt es dagegen einem gewaltigen Gebirgsstier, den Feind ins Auge zu fassen, so kann es dem Angreifer übel ergehen. Der Stier packt ihn mit den Hörnern und versucht oft mit Erfolg, den drei bis fünf Centner wiegenden Koloß in die Luft zu werfen. Obgleich die Bärenjagd in dieser Gegend nicht üblich und allgemein ist, so finden sich doch im Winter zuweilen Gesellschaften zusammen, die muthig ins Gebirge hineinfahren, zuweilen zwei Tage dort zechen und ruhig heimkehren, zuweilen aber auch wirklich einen Meister Petz erlegen. Einige Jäger und Forstbeamte unternehmen es oft allein oder mit einer Anzahl Bauern, den wilden Gesellen zu jagen. Es gehört dazu eine sehr sichere und ruhige Hand und ein nicht gewöhnlicher Muth, denn oft genügt eine Kugel in den Körper oder in den Kopf nicht, um das Thier unschädlich zu machen. Wüthend und brüllend erhebt sich dann der Getroffene, kommt, dem Rauch nachgehend, auf den Jäger zu und sucht denselben mit seinen Tatzen zu packen. Gelingt ihm dies, so reißt er dem Jäger die Kopfhaut herunter oder schlägt denselben nieder. Die zuerstgenannte Art von Verwundung ist die

häufigste, und zahlreich sind die Fälle, in denen der skalpirte Jäger mit blutüberströmtem Antlitz davonkommt oder gefunden wird. So ist man vor einigen Jahren in der Thuroz auf den Leichnam eines Stuhlrichters gestoßen, der tollkühn genug gewesen, allein auf die Bärenjagd zu gehen. Höchst gefährlich ist es ferner, wenn der Jäger im Gebirge herumsteigend unvermuthet auf einen braunen Gesellen trifft. Bei dem ungünstigen Terrain hängt seine Rettung von einem Schuß ab.

Die Klugheit des Bären ist bekannt und so groß, daß er sich mit ihrer Hilfe auch vor Verblutung schützt. Man hat beobachtet, daß angeschossene Bären das der Brust entströmende Blut geschickt mit Erde verstopft haben und in diesem Falle die Schmerzen ruhiger ertrugen, als wenn ihnen die Kugel einen Fuß zerschmettert hätte.

Es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein, einige Bärengeschichten anzuführen, wie sie unter den Bewohnern dieser Gegenden im Umlaufe sind. Vor einer längeren Reihe von Jahren ereignete es sich, daß ein Bauer eines Thurozer Gebirgsdorfes seinen etwa 13jährigen Knaben mit der Heerde ins Gebirge sandte. Der überaus pfiffige Bursche führte mehr zu seinem Amüsement als zu seiner Vertheidigung eine alte Flinte bei sich, mit welcher er auf Vögel und kleinere Thiere zu schießen pflegte — eine Beschäftigung, auf die er sich nach kurzer Zeit sehr gut verstand. Eines Tages nun fiel ein mittelgroßer Bär in seine Heerde ein und raubte ungestraft eine Kuh. Der pfiffige Knabe theilte den Unglücksfall seinem Vater mit und beobachtete sodann den Bär, der in der Nähe seine Höhle hatte. Einige Tage später stellte er sich mit seinem Gewehr vor dem Loch auf, und als der Bär halb schlaftrunken Anstalt machte, herauszukriechen, hielt ihm der kühne Hirtenjunge sein mit Rehposten und Schrot geladenes Gewehr dicht an den Kopf und drückte ab. Der Koloß brach zusammen und deckte mit seinem Körper den

Eingang zur Höhle. Hierauf trieb der Junge seine Heerde heim und sagte seinem Vater, daß er den Bären geschossen habe. Der alte Bauer schüttelte zunächst zweifelnd das Haupt, nahm indessen seinen Schubkarren, um eventuell einen Bärenschinken nach Hause zu fahren, und ließ sich von seinem Sohne führen. Die Sache hatte ihre Richtigkeit, der Bär lag anscheinend verendet vor seiner Behausung. Rasch entschlossen packte ihn der Bauer beim Kopf, um ihn auf sein Gefährt zu laden, erhielt aber plötzlich und unvermuthet von dem nur halbtodten Bären einen so fürchterlichen Schlag auf den Kopf, daß er mit halbheruntergerissener Kopfhaut zusammenbrach. Der Junge war wiederum klüger gewesen als der Vater. Er hatte sein geladenes Gewehr zur Hand, und ein zweiter gutgezielter Schuß machte das Ungethüm endlich unschädlich. Der Kopf des Bauern wurde vom Arzt wieder zugestutzt, und sein Träger dürfte heute noch herumlaufen.

Günstiger lief eine andere Bärenaffaire ab, bei welcher vor etwa fünf Jahren drei Bauern des Dorfes Thuro die Hauptrolle spielten. Einer derselben erschien eines Tages wüthend in der Schenke, um sich Borovicka zu kaufen, und um dadurch einen großen Aerger zu ertödten. Wie er einem zweiten Bauer erzählte, hatte ihm nämlich ein Bär eine Kuh zerrissen und dieselbe theilweise verzehrt. Nachdem die beiden Slovaken Borovicka in genügender Menge getrunken, machte der erste den Vorschlag, den Bären aufzulauern und ihn mit dem Fockosch unschädlich zu machen. So tollkühn diese Idee war, so gefiel sie doch dem zweiten, und nachdem man noch etwas Borovicka bewältigt, brach man zur That auf. Unterwegs schloß sich noch ein dritter Bauer an, und bald darauf stand das Kleeblatt vor der Höhle des Bären, deren Oertlichkeit den dreien gut bekannt war. Zwei der Tollkühnen faßten jetzt Posto und hoben den Fockosch zum Hieb empor. Der dritte aber stutzte sich eine Tanne zum Schürbaum zurecht und stieß dieselbe

laut scherzend in das Loch hinein. Ein unheimliches Brummen wurde hörbar und veranlaßte den Slovaken, noch einige Male das Experiment zu wiederholen. Der Bär ließ sich nicht lange bitten. Brummend und mit funkelnden Augen hob er sein Haupt empor, kaum aber war dasselbe außerhalb des Loches, so fielen beide Jockosche sicher gezielt herab und saßen fest wie Eisenklammern in dem Schädel des Bären. Im Triumph wurde der auf kühne Weise erlegte, so hart bestrafte Bursche ins Dorf gebracht.

Weniger heroisch verlief eine dritte Geschichte. Ein Slovakenjunge hütete in der Nähe eines Dorfes sorglos seine Heerde, als sich plötzlich die Gebüsche theilten, ein großer Bär erschien und auf den Rücken eines starken Pferdes sprang. Verzweifelt bäumte sich dasselbe, und als es den Unhold nicht abzuschütteln vermochte, eilte es in Todesangst davon und schlug den bekannten Weg zum Dorfe ein. Hier angekommen trug es seinen grausamen Reiter bis zur Mitte des Dorfes, wo es zusammenbrechend verendete. Der Bär entkam ungestraft, wenn auch mit hungrigem Magen. Die wenigen Männer und die bestürzten Frauen und Kinder, welche zu dieser Stunde im Dorfe waren, konnten sich nur darauf beschränken, den ungebetenen Besuch durch Rufen und Winken zu vertreiben. So endete der „Ritt eines Karpathenlöwen".

Am Abend gelang es uns einen ärmeren Juden zu bewegen, uns mit seinem Wagen aus Rajcec davon zu führen. Anfangs weigerte sich der gottesfürchtige Mann, weil er meinte, daß heute Sabbath sei und die reicheren Juden murren würden, wenn sie ihn „arbeiten" sähen. Er bezwang indessen sein Gewissen und war so schlau, uns durch seinen Knecht abholen zu lassen, dem er außerhalb des Marktfleckens die Zügel abnahm. Munter ging es hierauf in die Berge hinein, und nach einer Stunde hatten wir unser Ziel, das Dorf Jackov erreicht. Dies Dorf besteht aus etwa 160 Häusern und birgt 900 bis

1000 Einwohner, welche weit und breit in dem Rufe stehen, daß sie „mein“ und „dein“ nicht einmal unterscheiden können. Ihre Thätigkeit ist indessen noch immer eine erträgliche. Sie beschränken sich darauf, daß sie sich gegenseitig um Kleinigkeiten, Futter und Vieh zu bestehlen suchen und bemühen sich höchstens einmal ihrem Pastor oder Schullehrer um eine Ente oder Gans ärmer zu machen. Etwas schlimmere Gesellen sind die Bewohner eines zweiten Spitzbubendorfes dieser Gegend, Rosina. Diese haben vor wenigen Jahren das ganze Pfarrhaus zu plündern versucht, eine That, die gerechte Entrüstung in der ganzen Gegend hervorgerufen.

Die Schenke, die wir uns zum Nacht- und Hauptquartier ausersehen, war eine echte slovakische Schenke, wie man sie von Tyrnau an durchs ganze Gebirge bis Kaschau hinauf findet. Während die Schenken in der Gegend von Preßburg klein und unscheinbar sind, bestehen die hiesigen meist aus einem größeren Gebäude mit mehreren Räumen, aber wenig Inhalt. Hat man die unscheinbare Hausthür glücklich hinter sich, so findet man in der Regel rechts die Schenkstube. Fünfzehn bis zwanzig Schritt lang und zehn bis fünfzehn Schritt breit, enthält sie nichts als einige lange hölzerne Bänke und Tische, sowie in der Ecke einen Bretterverschlag. Hinter dieser Vorrichtung thront der Wirth oder die Wirthin inmitten ihrer Borovicka- oder Slivovitzflaschen, ihrer Branntweingefäße und einiger Brode. Verläßt der Insasse das Zimmer, so schließt er das Bretterthor zu, und von den durstigen Gästen kann sich niemand selbst bedienen.

An der Wand steht ferner eine Schublade, die am Tage als Arbeitstisch dient, in der Nacht nach Entfernung des Deckels ein Bett für die Magd und die Nachkömmlinge des Wirthes zeigt. Auf der linken Seite befindet sich ein kleines Stübchen, in denen etwa vorüberfahrende Jahrmarktsgäste übernachten können, denn andere Fremde kommen in diese Gegend bis jetzt höchst selten. Ebenso wie dies

Stübchen mit Bildern und Gläsern enthaltenden Schränken hübsch ausgestattet ist, ebenso leidlich ist auch das Wohn- und Schlafzimmer der Judenfamilie, welches sich oft hier anschließt, durch dessen Fenster man den Hof und die Stallungen gewahren kann, und in welchem in der Regel ein viertel Dutzend junger Weltbürger sich im Singen übt. Der Wirth oder was dasselbe bedeutet, der Jude, war wie alle anderen im Lande und benahm sich auch so. Ohne einen Pfennig in der Tasche war er vor wenigen Jahren hier eingezogen, um die Schenke vom Gutsherrn zu pachten, und jetzt konnte man wohl aus einzelnen Aeußerungen und Umständen deutlich entnehmen, daß er sich hier ganz „koscher" fühle. Natürlich klagte er über schlechte Geschäfte, langweiligen Aufenthalt, und daran anschließend meinte er, in kurzer Zeit gedenke er eine größere Schenke in einem Marktflecken zu pachten. Es geht daraus hervor, daß die Fackover langen Finger bei ihm ohne Erfolg ihr Glück versucht haben.

Er setzte uns als Nachtmahl Brod, Borovicka und den süßen Schafkäse (Bryndza, Brindsen) vor, welcher unter dem Namen Liptauer Käse im Handel bekannt ist. Er bildete in den nächsten Tagen unser hauptsächlichstes Nahrungsmittel.

Was meine Wenigkeit betrifft, so mußte ich hier wie überall im Lande Spießruthen laufen. Wo immer ich einem Juden in die Hände fiel, eröffnete er ein wahres Kreuzfeuer von Fragen. Nachdem er mich mit seinen unheimlichen, verschlagenen Augen gemustert, fragte er mich, woher ich käme, wohin ich ginge und wie lange ich schon unterwegs sei. Hierauf konnte er nicht umhin, sich zu erkundigen, was für ein Geschäft ich treibe und zu welchem Zweck ich reise. Anfangs glaubte ich, daß diese Neugierde nur durch den jüdischen Charakter hervorgerufen werde, und dies war auch theilweise der Fall, weil der Jude etwaige Geschäftsconcurrenz ebenso wenig wie die Arbeit und den Kampf liebt; bald aber wurde mir

klar, daß man zuweilen in mir eine ungarische Gerichtsperson vermuthete. Am Originellsten war diese Entdeckung in einem kleinen Dorfe im Lande Arva. Ich stand hier ahnungslos in der Schenke und freute mich über ein Glas gute Milch, als ich plötzlich drei Gestalten herannahen sah, die mir schon vor der Schenke verdächtig erschienen. Ein langer Kaftan, lange Locken und verschmitzte Augen deuteten mir das kommende Gefecht an, das denn auch sogleich begann. Einer nach dem Andern stellte seine Fragen; manchmal sprachen auch alle drei zu gleicher Zeit. Nachdem sie sich nach Reiseziel, Heimath, Reisezeit erkundigt, meinte der eine: „Belieben der Herr Kaufmann zu sein?“ Ich schüttelte das Haupt. „So belieben der Herr Bergmann zu sein?“ Meinerseits dieselbe Antwort. „Nun,“ meinte der Dritte: „Wir werden schon noch erfahren, was der Herr hier machen.“ Ich warf dem Sprecher einen finstern Blick zu und ließ dazu ein festes „ja“ hörbar werden. Hierauf krauten sich alle drei hinter den Ohren und schauten sich niedergedrückt an. Als nach einer Pause der Eine fragte, ob ich Nachrichten erhalten habe aus Budapest und ob ich nichts aus Tißa Eslár wisse, trank ich ruhig meine Milch aus und stieg in meinen bereit stehenden Wagen, drei unglückliche Menschen zurücklassend. Von jener Zeit verfolgte ich das Princip, sowie ich einen Juden traf, ihm von mir fünf Minuten lang zu erzählen. Als ich dann geendet, machte mir seine ungläubige Miene Vergnügen. Er belästigte mich nicht mehr mit Fragen, glaubte aber offenbar auch nicht an meine Harmlosigkeit.

Man wird sich in unserem ruhigen, kalten, verständigen Norddeutschland schwer daran gewöhnen können, an das Vorhandensein jüdischer Sitten und Gewohnheiten im Jahrhundert des Dampfes zu glauben; man hält vielleicht auch manches für übertrieben, was der geniale Sacher-Mosach und andere über jüdisches Leben in Romanen geschrieben, allein wenn man die Juden Ost-

europas selbst gesehen und beobachtet, findet man dies wahrscheinlich. Die dortigen Schnorrer dürfen kein Getränk oder Gebäck genießen, was eine Christenhand berührt, und will man mürrische Gesichter sehen, so muß man in der Marmaros oder in Galizien sich mit Juden bekannt machen, in ihre Häuser gehen und per Zufall ihre Weinhumpen anrühren. Ungestraft kommt man davon, denn der dortige Jude ist feig und träge.

Der altgläubige, galizische Jude darf am Sabbath kein Geld und keine Spielkarte anrühren; er glaubt sich vor dem Blitz dadurch zu schützen, daß er die fünf Bücher Mosis auf den Tisch legt, er bittet den Mond um Hilfe gegen seine Feinde und gibt dem Verstorbenen oft ein abgesperrtes Schloß mit in's Grab. — Originell ist das ausgesprochene Zusammenhalten der Juden, welches bei der Tißa Esláer Affaire klar zu Tage getreten, und welches ich so oft beobachtet habe. Wie mir die jungen jüdischen Burschen sagten, kennen sie ihre Glaubensgenossen im ganzen Comitate. Sie lassen sich auf Liebeleien in ihrer Jugend nicht ein; spüren sie Heirathslust, so wird die erste beste Jüdin aus der Gegend ins Auge gefaßt, man ist mit ihrem Vermögen und ihren Verhältnissen bekannt, und wenn auch keine Liebe vorhanden, so sind doch Geschäftsinteressen, Schachersinn und Gebräuche Ketten, die man bei Christen nicht kennt, und welche das jüdische Familienleben allerdings für die ganze Lebensdauer sichern. Wie oft habe ich auch beobachtet, daß sich die Juden der umliegenden Dörfer zusammenfanden, im Zimmer des Wirthes zerknitterte Zeitungsblätter hervornahmen, den Inhalt besprachen und sich hinter den Ohren krauten; sie hatten in ihrem Eifer keine Ahnung, daß ein Fremder sich an ihrem Gebahren weidete. Ein mündlicher und schriftlicher Telegraph zieht sich so durch ganz Osteuropa, einem Geheimbund dienend, so ausgebreitet und so mächtig, wie kein zweiter bisher: dem Geheimbund der Moseskinder, der

jetzt thatsächlich die Welt beherrscht und mehr Gebiete sein eigen nennen kann, als einst Cäsar Augustus.

Am Abend, als es dunkel geworden, machten wir uns auf, um das Innere der Jackover Hütten und das Leben ihrer Bewohner kennen zu lernen. Die kleinen Bretterwohnungen standen dicht neben einander, oft so dicht, daß sie eigentlich nur einen großen Complex bildeten. Aus den meisten Thüren zog der Rauch heraus, und nach erfolgtem Eintritt konnte man erst nach einiger Zeit das Innere in Augenschein nehmen. Die ersten drei bis vier Häuser, in denen wir uns herumwanden, zeigten dieselbe Einrichtung. Der ganze verfügbare Raum umfaßte zehn Schritte in der Länge und fast ebenso viel in der Breite. Der rechte Theil dieses Raumes ging indessen durch den großen, plumpen Ofen verloren, in dem die Hausfrau ein Feuer angezündet, das sie mit einigen Spänen unterhielt, und dessen Rauch gemüthlich zur Thüre hinausdrang. An den schmucklosen, mit etwas Lehm verkitteten Wänden zogen sich einige Bretterbänke hin, und auf denselben lagen halbnackt drei bis vier Kinder. In der Mitte des Raumes, dessen Boden natürlich die Mutter Erde bildete, gewahrte man einige unscheinbare Gefäße und Geräthschaften, während an der ganzen Decke auf Trägern lange Holzscheite sich hinzogen, die bereits halbverkohlt waren. In der Mitte stehend zeigte sich im Hemd der Familienvater oder er lag ausgestreckt neben dem Ofen; das war das Bild, welches das Innere dieser Gebirgshäuser darbot. Die vierte Hütte war die interessanteste und ärmlichste; glücklicherweise wiederholt sich ihr Charakter nur selten. Nachdem wir durch die Thür in einen dunklen Hofraum getappt, dabei einen schlafenden Burschen gestoßen und mehrere Ziegen zur Flucht gezwungen, traten wir durch die Thür und hatten ein originelles Bild vor uns. Vor dem einen gewaltigen Ofen, es waren hier zwei vorhanden, stand nur halb bekleidet eine ältere Frau, die das Feuer durch

zwei Kienspähne unterhielt. Sie hatte eine drei Meter lange Stange in der Hand und langte mit derselben Brode aus dem Ofen heraus, deren sie etwa zwölf darin buk. Um den Ofen herum lagen auf den obenerwähnten hölzernen Bänken vier bis fünf kleine Knaben und Mädchen in ihren Alltagskleidern und schliefen trotz des Rauches und der Hitze recht behaglich. Inmitten des Raumes saß ein junges hübsches Weib und schälte Erdäpfel, ihren Säugling in dem bekannten als Wiege benutzten Tuche neben sich. An dem anderen Ofen schliefen mehrere Männer, während sich neben ihnen ein junges, halbbekleidetes, etwa sechszehnjähriges Mädchen unruhig hin und her warf. Man sagte uns, daß im Ganzen dreißig Personen in diesem Hause wohnten, wovon der größte Theil Waisenkinder seien. Auch das sechszehnjährige Mädchen sei ein Waisenkind und sie werde jedenfalls einen der Burschen sich bald zum Manne nehmen. Da nämlich Vieh und Felder allen hier wohnenden Personen gemeinsam gehören, so ist ihr nicht gestattet, ihre Wahl auf andere Burschen des Dorfes auszudehnen. Seltsame Sitten, seltsames Volk!

Als ich mich am Feuer niedergelassen, betrachtete ich die Decke. Sie war wie die der anderen Hütten mit halbverkohltem Holz bedeckt, zwischen dem ich allerlei Kleinigkeiten gewahrte: Hüte, Röcke und Gesangbücher. Der Schnitt der letzteren war natürlich schwarz wie Kohle, und doch singt am Sonntag das Slovakenmädchen daraus mit mehr Andacht, wie das Stadtfräulein aus ihrem Buche mit Goldschnitt.

Ich konnte mich nicht enthalten, am nächsten Abend noch einmal in die lehmige Niederung, in der diese Hütte neben zehn anderen stand, hinabzusteigen. Und da uns am Tage die Pferde dieser Leute gefahren hatten, so wurden wir noch freundlicher als das erste Mal empfangen. Man drückte mir die Hand und bereitete mir mittelst einer hallenen Jacke einen Ehrensitz. Ich mußte

denselben zwischen einem schlanken Mann und seiner jungen Frau einnehmen, und während mich der erstere freundlich anblinzelte, wurde die letztere nicht müde, mir von ihrem Sprößling zu erzählen. Als mich der Rauch nach einer halben Stunde zur Thür hinaustrieb, wurde ich von den Bewohnern eingeladen, am andern Morgen zu einem Ehrenfrühstück in Milch und Brod bestehend zu erscheinen, auf welchen Gedanken die guten Fackover wohl hauptsächlich durch etwas gespendetes Silber gekommen waren. —

Am Morgen des zweiten Tages hatte uns frühzeitig der einfache Leiterwagen dieser Leute auf und davon geführt. Das Gefährt war höchst originell. Zwei kleine, kräftige Gebirgspferde zogen tapfer bergan, nebenher lief ein allerliebstes munteres Fohlen, eine häufige Zugabe, welche den ungarischen Landschaftsbildern recht vortheilhaft ist. Im vorderen Theil des Wagens hockte auf einem mitgenommenen Bündel Heu ein kleiner Slovakenjunge, wir aber thronten im hinteren Theil auf einem improsivirten, aus Strohbündeln gebildeten Sitz, armen Sündern ähnlich, die man zum Schaffot führt.

Das einsame romantische Thal, welches wir hinauffuhren, ist von großer Schönheit, und es ist einerseits bedauerlich, daß es so vollständig abseits von der Heerstraße liegt, andererseits ganz erfreulich, daß man noch Gegenden findet, wo der alles civilisirende, doch nicht immer veredelnde Strom der Fremden nicht durchführt.

Der Morgen hatte sich kaum dem Schoße der Nacht entwunden und die ganze Natur athmete seine belebende Frische. Auf den Wiesen lag der frisch gefallene Thau, und feucht schauten die bunten Wiesenblumen drein, rosigen Jungfrauen gleichend, die dem erquickenden Bade entstiegen. Rechts und links zogen sich bewaldete Berge in die Höhe, sich im neckischen Spiele bald nähernd, bald entfernend. Zuweilen schienen sie tannenbedeckt sich aneinander zu lehnen, doch das Thal machte eine kühne

Wendung, und es blieb noch Raum für einen Hohlweg, der uns den Aufstieg und einem muntern Bächlein den Abstieg gestattete. Munter und lärmend, wie ein munterer Knabe, stürzte sich dasselbe über kleinere Felsblöcke hinweg, während es die größeren und gewaltigeren sorgsam umplätscherte. Riesige Farrenkräuter und Blumen mit gewaltigen Blättern standen an seinen Ufern und gestatteten der Phantasie, sich auf einige Minuten in eine amerikanische Waldeinsamkeit zu versetzen. Bald aber endete der Hohlweg, in dem es sich so traulich gefahren, und frisches, hellgrünes, gemischtes Laubholz grüßte auf beiden Seiten herab. Vierzig bis sechszig Fuß über uns hingen an den Bergen noch weiße Nebelstreifen, flüchtig und leicht wie Guerillabanden, sie verliehen dem Ganzen einen geheimnißvollen Reiz. Langsam bewegten sie sich dahin, es schien als wollten sie in dieser Einsamkeit an das Leben und das ewige Wallen und Schaffen der Natur erinnern, eine Pflicht, die von den verschlafenen, noch träumenden Bäumen vernachlässigt wurde. Dann wieder näherte sich uns der muntere Bach, und wir fuhren durch denselben hindurch. Das Wasser spritzte hoch auf, und seine krystallhellen Tropfen erhöhten den Reiz der Romantik. Weniger angenehm war die Entdeckung, daß unser Wagen leck sei und zusammenzufallen drohte. Wir stiegen ab, besserten denselben liebevoll aus und fuhren nach kurzem Aufenthalt weiter. Unser Jackover Kutscher amüsirte mich dabei sehr. Er hockte halb nach uns umgewandt auf seinem Sitz und erzählte uns ununterbrochen mit einer Redseligkeit, um die ihn ein Cicero hätte beneiden können, von seiner Heerde, von seinen Mitbewohnern, ihren Feldern, kurz allem Möglichen, was in der Gedankenwelt eines vierzehnjährigen Slovaken eben Raum findet. Der breite Filzhut mit rothem Bändchen saß ihm ebenso kühn im Nacken wie dem Seemann sein kleinrändiger Hut, hinten streifte er die fellene reinliche Jacke, während er nach vorn das kleine, schmale, verschmitzte Gesicht

frei ließ. Dasselbe hatte etwas überaus zartes, es erinnerte an jene bleichen, schlanken, jungen Damen, die gern Süßigkeiten naschen und eine feine scharfe Zunge führen.

In Anbetracht der herrlichen Gegend erreichten wir nur zu bald das Dorf Eicman. Die kleinen Holzhäuser desselben sehen von außen recht reinlich und nett aus, und der das Dorf durchfließende Bach, unser alter Bekannter, erhöht noch den angenehmen Eindruck. Wir ließen uns in der Schenke nieder und hatten bald eine stattliche Zahl von Männern und Burschen zur Gesellschaft. Sie kamen in ihrer Sonntagstracht heran, um hier die Zeit vor der Kirche im Gespräche zu verbringen, und grüßten uns sehr höflich. Ich habe in keinem Slovakendorfe so viel interessante und schöne Gesichter gesehen als hier. Die Männer trinken sehr mäßig, sind daher gesund und wohlhabend, und ihre Gesichter verrathen einen ziemlich hohen Grad von Intelligenz. Die malerische originelle Kleidung erhöht zudem noch diesen Eindruck. Sie tragen einen kleinen runden Hut, oder eine zierliche Tuchmütze, den weißen fellenen Rock und an den Füßen meist schwere, geschnürte Lederschuhe, welche überaus bunte Strümpfe sehen lassen. Inmitten dieser Gestalten erschien ich mir wie ein Trapper, der unter einen Schwarm Indianer gerathen ist. Die interessanteste von allen Gestalten war der Richter. Er war ein junger, schlank gewachsener, kräftiger Mann, der durch seine scharf ausgeprägten Gesichtszüge und seine kleinen, scharfforschenden Augen sofort meine Aufmerksamkeit gefangen nahm. Uebrigens erwies er sich als ein sehr umsichtiger Bürgermeister, denn er erkundigte sich bei meinem Begleiter nach meinen Verhältnissen und ließ durchblicken, daß ich vielleicht ein preußischer Spion sei und die Gegend durchforschen wolle. Erst als er sich von meiner Harmlosigkeit überzeugt, wurde sein Auge heller und offener, und er bot mir sogar in der Kirche den Ehrenplatz an, was ich aller-

dings in meiner Bescheidenheit ausschlug. Es war offenbar seit Jahren nicht dagewesen, daß sich ein Fremder in diese einsame, romantische Gebirgsgegend verstiegen, und diese slovakischen Elitebauern vermutheten daher nichts Gutes.

Höchst eigenthümlich ist die Tracht der hiesigen Frauen. Sie erinnert recht lebhaft an die südfranzösische und an die Tracht in der römischen Campagna. In der Woche begnügt sich das schöne Geschlecht mit einem eng anliegenden, weißen, haubenartigen Kopftuch, einem sackähnlichen grauen Leinwandrock und zwei Schürzen, von denen die eine vorn, die andere hinten getragen wird. Am Sonntag dagegen verschwindet die hintere Schürze, eine gelblichweiße Jacke deckt den Oberkörper, welche häufig mit orangefarbenen Quasten besetzt ist, und auf dem Kopf befindet sich jenes breite mehrmals gelegte Tuch der Campagna. Auf dem Hinterkopf querlaufend zeigt der herabfallende Theil gestickte Verzierungen, welche sechs bis acht Finger breit sind. Einige der Frauen trugen auch das leichte südliche Hemd, das ihre Formen gut hervortreten ließ. Um den üppigen Leib hatten sie als Gürtel eine rothe Schärpe geschlungen, und ihre Augen verriethen zuweilen italienisches Feuer. Die Mädchen waren ähnlich bekleidet, nur trugen sie das Haar in langen mit Bändern gezierten Zöpfen, ferner bunte Leibel und um den Hals eine alterthümliche Kette oder eine breite liegende Spitzenkrause.

Einen wahrhaft großartigen, überraschenden Anblick bot die gefüllte Kirche dar. Als ich hereintrat, sah ich den unteren Raum mit den 500 bis 600 Frauen und Mädchen des Dorfes angefüllt, deren weiße und gelbe, gleichmäßige Kopftücher an eine römische Procession erinnerten und sich wie die Wellen des Meeres auf und ab bewegten. Uebrigens ist diese seltsame und malerische Tracht noch in vier anderen Dörfern zu Hause, und wie mir der ehrwürdige, liebenswürdige Pfarrer sagte, hat

dieselbe bei Gelegenheit einer Costümausstellung der österreichischen Völker einen Preis davongetragen. — Der genannte Herr rechtfertigte nach beendetem Gottesdienst den Ruf der ungarischen Gastfreundschaft in der liebenswürdigsten Weise und bot alles auf, um mir den Aufenthalt in diesem entlegenen, freundlichen Erdwinkel höchst angenehm zu machen. Aus dem Pfarrhaus zurückkehrend, fand ich die Männer wieder in der Schenke versammelt, sich unterhaltend und zuweilen etwas Branntwein trinkend. Das Fohlen, das uns am Morgen so wacker begleitet, wälzte sich wollüstig auf der Erde, eine Beschäftigung, welcher seine Eltern ruhig zuschauten. Der kleine Kutscher saß im Wagen und schaute verschmitzt auf das Völkchen der Cicmaner herab. Als dieselben einige Andeutungen über die Langfinger in Jackov fallen ließen, öffnete er indessen zur großen Belustigung der Versammlung seinen Mund und erklärte in einer fließenden, langen Rede, daß nicht sein Haus, nicht seine Gegend damit gemeint sein könnte, daß vielmehr nur der obere Theil des Dorfes lange Finger beherberge. Lachend trennten wir uns von den guten Cicmanern, welche ungewöhnlich höflich und gebildet waren, und bald hatten wir dies slovakische Musterdorf hinter uns.

In unserem Hauptquartier Jackov fand sich am Abend eine bunte doch schnell sich verändernde Gesellschaft zusammen. An den Tischen hockten eine Menge Jackover Burschen; sie schauten uns schweigend an und hörten wie wir den Reden zu, die ein halbbetrunkener, zum Silleiner Jahrmarkt fahrender slovakischer Bürger hielt. Daneben saßen einige Deutsche aus einem Neutraer Dorfe und schließlich drei deutsche Bürger aus dem nächsten Neutraer Marktflecken. Mit ihnen saß ich noch lange, an ihrer mitgebrachten Wurst kostend, beisammen. Sie erzählten mir mit großem Stolz, daß ihr ganzer Ort deutsch sei und die Bewohner derselben intelligenter wären, wie die Slovaken. Es waren drei originelle Gesellen, kräftig,

gesund und stark, dabei von schnellen Bewegungen und gewandter Zunge. Während der eine, ein Gerber, an seinem Schnauzer drehte, der einem Tambourmajor Ehre hätte machen können, und mit der nervigen Faust auf den Tisch schlug, erzählte mir der zweite, mich treuherzig anschauend, in ruhigem Tone, daß im vergangenen Winter ein großer Bär über die Landstraße gelaufen, und daß ihm bei diesem Anblick allerdings das Herz geklopft. Gemüthlich waren diese Nachkommen der alten Gepiden und Heruler, nur mußte ich ihnen sehr auf den Mund sehen, da sie ein Deutsch sprachen, das ein Franzose nach hundert Jahren noch nicht verstehen würde. Das schöne „a“ klang bei ihnen wie „ö“, einige Buchstaben ließen sie beständig aus, und Doppellaute zogen sie mit behaglicher Ruhe in eine entsetzliche Breite. Im Hintergrund stand der jüdische Wirth und debattirte leise mit einem anderen Juden, der ein schmutziges Zeitungsblatt in der Hand hielt. Ich betrachtete ihn zuweilen, und dann wieder fiel mein Blick auf die Kleidung meiner drei Landsleute; diese erinnerte mich im Verein mit den runden Hüten, den kurzen Tabakspfeifen und den biederen kräftigen Gesichtern an unsere fernen tiroler und bayerischen Bauern, die hinter „ewigem Eiseswall“ verborgen noch nicht so von den Juden zu leiden haben, als ihre Brüder in der Slovakei.

VI.

Eine Gebirgswanderung. — Der Wolf und das Wildschwein. — Bei den Nachkommen der Gepiden und Heruler. — Eine Bauernhochzeit. — Ein Arzt und Apotheker. — Das Thurozer Comitat. — Kremnitz und Schemnitz. — Das Barscher und Sohler Comitat. — Das Land Arva, die slovakische Schweiz, und sein Hirtenleben.

Der Morgen des nächsten Tages war ein mürrischer, unheimlicher Gesellschafter. Graue Wolken bedeckten den größten Theil des Himmels und lagerten auf den hohen Bergen, welche das Land Trentschin von der Thuroz trennen. Sie glichen den Berggeistern, welche sich vor ihrem geheimnißvollen Reiche aufstellen und den kühnen Wanderer zurückzuscheuchen suchen. Nichtsdestoweniger zogen wir zu unserer Gebirgswanderung aus. Ein Slovakenbursche begleitete uns und suchte uns die Zeit zu verkürzen. Dies war sehr nöthig, denn nach einer halben Stunde befanden wir uns in den Wolken und das Auge konnte nichts anderes genießen, als die unzähligen Bäche, durch welche unser Weg führte. Anfangs hatten wir noch das tiefliegende Dorf gesehen, dann hatte der Nebel sich finster und mürrisch wie ein Polizeidirector dazwischengelegt, und als wir den Nasenstein erreichten, wo man bei schönem klaren Wetter drei Comitate betrachten kann, tanzten die Wolken um uns herum und schienen uns zu verhöhnen, daß wir zuweilen nichts anderes sahen, als ein stilles, romantisches Thal. Und romantisch ist allerdings dies Gebirge! Unzählige Lichtungen finden sich vor, auf denen die Kühe melodisch läutend weiden und auf denen es sich im warmen Sonnenschein weltvergessen ruhen lassen muß. Traulich grüßend treten Buchenwaldungen heran, in denen sich häufig morsche, hohle Gesellen be-

finden, und als Gegenüber sieht man einen tannenbedeckten Berg, welcher mit seinen Ausläufern und den anderen Bergen stille, waldbedeckte Schluchten bildet, deren Einsamkeit höchstens der Jäger, der Hirt oder der Bär stört. Frisch entstandene Löcher, welche die Wildschweine mit ihren Hauern gewühlt, fanden wir mehr als uns lieb war. Unser Slovakenbursche bestätigte die bekannte Thatsache, daß ein Wildschwein mehr zu fürchten ist als der Bär. Während die Bewegungen des Bären bekannt sind, sind die des Wildschweines unberechenbar. Mit unglaublicher Behendigkeit und mit schrecklicher Wuth stürzt es sich auf den Menschen. Und wehe ihm, wenn er nicht einen glücklichen Schuß für das Herz des Ungethümes oder eine gute Stahlklinge führt, das gereizte rasende Thier sucht ihn mit den Hauern zu fassen und stößt ihm dieselben in den Leib. In den Karpathen findet sich dieses Wild noch in bedeutender Zahl vor. Weniger zu Haus ist hier der Kumpan des Bären, der so oft in Märchen und Sagen vorgeführte Wolf, der Schrecken manches Kindes, welches im Leben doch nie einen zu Gesicht bekommt. In den slovakischen Comitaten ist der Wolf ausgestorben, der Winter und der Hunger führt zuweilen „einen tollen Wolf aus Polen" herüber, der sich einige Tage in der Arva und den Silleiner Bergen jagend herumtreibt, bald aber wieder zur Auswanderung gezwungen wird. In der Hauptsache findet man ihn nur noch in den Museen des Landes, ein Schicksal, das in wenigen Decennien wohl auch seine Genossen, der Bär und der Eber, theilen werden.

Nach dreistündiger Wanderung, auf welcher mich nur eine alte, hohle Buche freundlich aufnahm, erreichten wir das erste Dorf der Thurocz. Es war ein langgestreckter, echter Gebirgsort, dessen Häuser etwa 1200 Einwohner bergen. Und diese Einwohner waren deutsche Landsleute! Sie haben mir herzlich leid gethan, diese Nachkommen deutscher Einwanderer, die seit Jahrhun-

derten in diesem von der Weltgeschichte unberührten Erdenwinkel hausen. Die Natur hat ihnen gleich den umwohnenden Slovaken ein hartes Loos und harte Arbeit zuertheilt, ein Leben so kärglich, daß Jahrhunderte nöthig sind, ehe ein solches Volk seine Heimath liebgewinnen kann und die Riesenkraft findet, sich hier zu ernähren; die wenigen Felder dieser deutschen Brüder ziehen sich in den Schluchten hin oder befinden sich auf den Bergen. Da der Boden der letzteren felsig und rauh ist, so sind die Leute gezwungen, den Dünger mühsam hinauf zu tragen, und nur zu oft müssen sie mit ansehen, wie durch den Regen Arbeit und Mühe zu nichte gemacht wird. Wahrlich, wenn auf dieser Stelle der Magyar säße, so würde eine halbe Generation verhungern oder zu Betyaren werden, ehe sich die andere Hälfte an ein solches Leben gewöhnen könnte, an ein Leben so arm wie selten eines. Am Nachmittag hatte ich Gelegenheit einen Hochzeitszug mit anzusehen. Es war die Hochzeit zweier Waisen, und was die Einfachheit der Feier betrifft, so konnte sie nicht größer sein. Nachdem der kirchliche Act vorüber, zog man mit der Braut und dem Bräutigam nach dem Hause des letzteren. Voran schritten etwa zehn bis zwanzig singende Kinder, dann brachte man eine Art Fahne getragen; es folgte das Brautpaar und hinter ihnen schlossen einige alte Weiber, welche nach Herzenslust sangen und schrieen, den Zug. Nachdem man gegessen und getrunken, bewegte sich derselbe Zug wieder vorüber. Diesmal trug man die Habseligkeiten der Braut in das Haus des Bräutigams. Eine Frau zog voran, die sich das Bett auf den Rücken gebunden hatte, dann folgten zwei Männer, welche an einer Stange die buntgemalte Truhe trugen. Singende Kinder beschlossen das Ganze. Aehnlich werden auch die größeren Hochzeiten im Lande gefeiert, nur mit dem Unterschiede, daß dabei mehr getrunken und mehr Lärm gemacht wird.

Einige der deutschen Brüder waren recht interessant.

Sie erzählten mir in ihrem verdorbenen Deutsch, daß die Gegend so arm sei, und daß sie daher gezwungen wären, in die Welt hinauszugehen und dort als Arzt und Apotheker von Haus zu Haus zu ziehen. Der eine von ihnen, ein älterer, etwas dem Trunk ergebener Herr, berichtete mir, daß er in Bayern gewesen sei, dort von Dorf zu Dorf gegangen, die Kranken besucht und ihnen Medicamente gegeben habe, und daß er das so lange getrieben, bis man aufmerksam auf seine Verdienste geworden. Hierauf habe man den armen Schlucker auf einige Jahre in das Straubinger Zuchthaus in den Ruhestand versetzt. Armes Volk, das auf diese Weise die Welt kennen lernt! Besser verstehen sich schon die Neutraer Deutschen und Slovaken auf die Welt. Sie gehen mit Glaswaaren hinaus oder spielen in Wien den tüchtigen Kleinwaarenhändler. Einen von ihnen traf ich, den ich in seiner grünen Joppe und seinem grauen Hut am liebsten für einen Tyroler gehalten hätte. Er besaß einen hohen Grad von Intelligenz und erzählte mir treuherzig, daß er in Wien als Glashändler lebe und nur zwei, drei Mal jährlich nach Hause käme, um seine Familie zu sehen. Er führt also in dieser Hinsicht ein echtes Seemannsleben.

Als wir am Nachmittag aufbrachen, begrüßte uns freundlich die erwärmende Sonne, und sie blieb auch ein steter milder Begleiter bei der jetzt folgenden Wanderung, welche mir die herrlichsten Landschaftsbilder darbot, anmuthig und friedlich, wie ich sie selten gesehen. Ebenso ungemüthlich wie der Morgen, ebenso herrlich und beglückend war der Nachmittag. Nach einer Stunde erweiterte sich das Thal, die Wiesen wurden größer, die Berge zogen sich bescheiden zurück, und die mannichfaltigsten Bilder boten sich unseren Blicken dar. Bald erhob sich vor uns, bald neben uns ein Thurozer Dörfchen, so freundlich und nett, daß man glauben mochte, es wäre erst in der vergangenen Nacht dem Schoß der Erde ent-

stiegen. Dann aber grüßte still und ernst eine weithin sichtbare Kapelle vom Berge herab und schien eine Zigeunerhütte beschützen zu wollen, die an der Straße stand.

Das Volk der Ausgestoßenen ist in der Thuroz ungemein zahlreich vertreten; ebenso wie jedes Dorf hier seine Kirche, seinen Pfarrer und Schullehrer hat, ebenso hat es seine Zigeuner. In eine große Zigeunerhütte trat ich hinein. In derselben lagen oder saßen zehn Zigeuner, die eine höhere Stufe der Kultur bereits erklommen hatten. Die Frauen beschäftigten sich mit etwas Näherei, die Männer schliefen. Der eine rührte sich nicht als ich über ihn hinwegstieg; seine dunkeln Augen öffneten sich nur ein wenig und ließen den gelblichweißen Untergrund sehen, und halb schlaftrunken strich er über seinen stattlichen Schnurrbart. Ueber ihm hing unberührt seine Geige, ein altes Instrument, das wohl manchen Czardas schon gespielt und manchen Bauern begeistert haben mochte. Ein zweiter interessanter Gesell lag vor der Hütte neben seinen Schmiedegeräthschaften. Erst nach mehreren Minuten trat ich wieder hinaus in die herrliche Natur, noch lange aber dachte ich an die Leute, die so arm sind wie die Lerche in der Luft und doch ebenso sorgenfrei.

Vor uns erhoben sich majestätisch und von der Sonne hell beschienen die hohen Grenzgebirge der Thuroz und der Liptau. Wir schritten auf sie zu und in die blühende Thuroz hinein.

Immer zahlreicher wurden die Dörfer und Marktflecken, und immer gefälliger die mit Schornsteinen versehenen Häuser, bis wir die Grenzberge nach Trentschin vollständig hinter uns hatten und mitten drin in dem herrlichen Garten Nordungarns standen. Das Bild, das dies kleine Ländchen mit seinen dichtgesäeten Ortschaften darbot, war entzückend schön. Auf allen Seiten waren wir von hohen Gebirgen umschlossen, während sich von Nord nach Süd die belebte fruchtbare Ebene zog. Wenn auch die Felder nicht überaus einträglich sind, so sind sie

doch besser als in den Silleiner Gefilden und bieten den zu Haus bleibenden Frauen vollständig Beschäftigung, deren Männer nach Galizien und nach Rußland hinausziehen und sich hier durch ihre Sparsamkeit und Klugheit hübsche Summen Geldes erwerben. Im Norden erhoben sich die hohen, hellblauen Berge hinter Sillein, rechts in weiter Ferne zogen sie wie angereihte Perlen nach Arva, links standen schwarz und finster wie Geharnischte die imposanten Thuroz-Liptauer Höhen. Sie hielten die schwarzen Wolken zurück, die sich hinter ihnen scheinbar gelagert hatten, es schien fast, als fürchteten sie, daß dieselben den freundlichen Dörfern und Kirchen Schaden bringen könnten, die sich an ihrem Fuße ausdehnten und in ihrer Ruhe spielenden Kindern glichen, welche zu den Füßen der Mutter sitzen. Je weiter der Abend vorschritt, desto herrlicher und mannichfaltiger wurden die Bilder. In hellen Farben lagen wie ungeheure Meereswogen, die plötzlich zu Eis erstarrt, die von uns überstiegenen Berge hinter uns. Der Himmel war blau und rein wie der Spiegel eines stillen Gebirgssees, und nur hinter den Silleiner Bergen schauten halb versteckt kleine weiße Wolken hervor, welche ängstlich zu fliehen schienen, wie Kinder, welche sich plötzlich allein im Waldesdunkel befinden. Kein Lüftchen regte sich mehr, die Aehren standen ruhig und unbewegt, ein Theil der Berge nahm eine violette Farbe an, und Alles deutete darauf hin, daß die Sonne sich vorbereitete, Abschied von diesem erhabenen Bild zu nehmen und dasselbe der Herrschaft der träumerischen Nacht zu überlassen. Noch sang die Lerche ununterbrochen ihre Lieder, fröhliche Bäuerinnen schäkerten und sangen und wurden von heimziehenden Burschen geneckt, und doch fühlte man, daß sich alles auf eine nahe, still vor sich gehende Veränderung vorbereitete. Das ganze Bild glich einem stillen glanzvollen Leben, welches in ruhiger Majestät und Schönheit verblaßt und endet. Endlich war die Sonne hinter den Bergen verschwunden, noch deutlich aber zeichnete sich ihr

Bereich am Horizont ab, rechts erschien ein gelblicher Streifen, während die Berge zur Linken blaß wie die Flügel des Citronenfalters, sich in jene violette Tinten gekleidet hatten, welche für den Maler wie geschaffen sind. Und doch kommen so wenige nach Nordungarn, sie ziehen lieber nach den Alpen, um dort nur zu häufig auf ausgenutzten Gleisen zu fahren! Als die weißen Nebel an den Bergen heraufstiegen, erreichten wir Stuben, und dieser größere Ort der Thuroz nebst zugehörigem Bad nahm uns gastlich auf. Nicht weit hinter Stuben endet das slovakische Reich, und mit den erzhaltigen Bergen finden sich die Deutschen vor. Deutsche Laute klingen wieder an unser Ohr, und das schmale slavische Gesicht wird seltener und seltener. Trotzdem wohnte in einem deutschen Dorfe ein Herr Pfarrer, der meine deutschen Worte nicht verstand oder verstehen wollte. — Die Tracht der Thurozer Frauen ist leider dunkel und nichts weniger als malerisch, die einzige Blume, welche sich nicht in dem nordungarischen Garten finden sollte. An einem späteren Sonntage hatte ich Gelegenheit, die hiesigen Trachten kennen zu lernen. Ich betrat an diesem Tage eine evangelische Kirche und fand sie nur halb mit dunkelgekleideten Männern und schwarzgekleideten Frauen gefüllt, die mit ihren schwarzen Kopftüchern unheimlich wie Nonnen aussahen. Einzelne der jungen Mädchen besaßen helle, moderne Kleider; die einzige originelle Erscheinung war indessen ein alter slovakischer Bauer, der gleich einigen Frauen eine riesige Hornbrille aus der Tasche zog und so bewaffnet andächtig mitsang.

Am zweiten in der Thuroz verlebten Tage erreichten wir die altberühmte Bergstadt Kremnitz. Zuvor mußten wir noch einmal die Ungunst und die veränderlichen Launen des Himmels kennen lernen. Das Rad eines kleinen aufgenommenen Wagens brach auf offener Landstraße, und als wir den Schaden ausbesserten und die Equipage wieder empor richteten, überraschte uns ein fürchterlicher Ge-

wittergußz. In eine nahe Mühle flüchtend, sah ich mich mitten unter Bäuerinnen, konnte aber doch nicht umhin, die nassen Kleider zum Trocknen abzulegen. — Das von uns so theuer erkaufte Kremnitz liegt mitten in den Bergen, in einem anmuthigen Kessel, dessen nördliche Grenze von den erzhaltigen Grünsteinbergen gebildet wird. Es macht gleich den meisten Bergstädten einen zugeknöpften, patriarchalischen und alterthümlichen Eindruck, wird aber über kurz oder lang doch aus dieser hochmüthigen Zurückgezogenheit hervortreten müssen, da die Gruben an Ergiebigkeit bedeutend verloren haben, und die früher hier zahlreich geborenen goldenen „Kremnitzer" ihre Berühmtheit verloren haben.

In früheren Zeiten war es nebst den acht anderen Bergstädten von Contribution und Einquartirung befreit und besaß das Stapelrecht.

Viel bedeutender ist das südlich liegende Schemnitz, obgleich auch hier der alte Spruch schon längst nicht mehr gilt: „Kremnitz hat Mauern von Gold, Schemnitz von Silber, Neusohl von Kupfer". Von den 23,000 Einwohnern von Schemnitz beschäftigen sich nicht weniger als 5000 mit dem Bergbau, die in den 48 Kilometer langen Stollen ein weites Arbeitsfeld finden. Noch werden hier jährlich 200 Kilogramm Gold, 2500 Kilogramm Silber und 2000 Centner Blei gewonnen. Die Bergindustrie ist überhaupt in Ungarn die wichtigste. Während in Oesterreich 1879 17 Kilogramm Gold gewonnen wurde, ergaben die ungarischen Mienen 1600 Kilogramm.

Die niederen Bergarbeiter sind meist Deutsche und Slovaken, zu den Berg- und Forstakademikern aber gesellen sich junge Leute aus allen Ländern, welche dann auch die ganze Stadt beherrschen und ihr den Anschein geben, als sei sie eigens für ein Gymnasiastenheer erbaut worden. Nirgends fand ich ein so lustiges, wirklich ungezogenes Studentenvölkchen als hier. In den Cafés sitzen sie noch heute lärmend und singend oder spielen in

Hemdärmeln Billard, durch die Straßen ziehen sie oft in Trupps von 30—40 Mann und begeben sich im bekannten Gänsemarsch zur Vorderthür der Häuser oder Cafés hinein und zur Hinterthür wieder hinaus. Und doch kann man diesem Völkchen ebenso wenig wie dem Seemann seinen Uebermuth verübeln, sagten mir doch selbst junge Beamte, daß sie schon mehrere Mal in Lebensgefahr gewesen, und ist es doch bekannt, daß trotz aller Vorrichtungen Grubenungücke nicht zu vermeiden sind! — — — Schemnitz ist im Grunde genommen wie die ganze Umgegend noch vollständig deutsch. Karl I. von Anjou war es, der den 1328 zum Bergbau einwandernden Thüringern einen Freibrief nebst Ländereien verlieh und so den Deutschen hier ein Arbeitsfeld eröffnete. Das Schönste was Schemnitz besitzt, ist außerhalb der Stadt zu suchen, es ist der sogenannte Calvarienberg. Besteigt man denselben, so wird man durch die vielen Stationen recht lebhaft an den Calvarienberg bei Bonn erinnert, hier wie dort Stationen, hier wie dort ein abgerundeter nicht allzu hoher Berg und daraufstehend eine alte Kirche.

Nur die Aussicht ist eine andere: bei Bonn schaut man auf eine schmucke, vornehme Stadt und die weite Ebene bis zum Kölner Dom, hier hat man nichts als Berge und die liebliche, im Grünen liegende Bergstadt, die sich wie ein Vöglein ausnimmt, das Kinder sorgsam in ein Nestchen gebettet.

Im Süden strecken sich behaglich einige Wiesen aus, die in der Ferne fast eine weiße Farbe annehmen. Im Osten zeigen sich breite Berge, Felder und einzelne Pochwerke, dahinter aber erheben sich hohe Berge, mit Laubholz und mit Tannen bedeckt, und auf die gewundene Bahnlinie ernst herabschauend. Im Nordost grüßen drei bis vier Bergketten der Thuroz herüber, und davor leuchten die freundlichen Thurozer Felder. Im Nordwesten und Westen liegt zu unseren Füßen das liebliche Schemnitz. Es schaut so herrlich aus! Von weither

ziehen sich die Hüttenwerke nach der Stadt, diese selbst liegt halb versteckt im Grünen und gewährt dadurch den Anblick eines riesigen, mit hübschen Häusern durchsetzten Parkes. Nur einige Kirchen heben sich stolz empor, als wollten sie sich in kleinlichem Unterfangen mit den Bergen messen.

Von Schemnitz führt die Bahn langsam und gemessen bergab zu dem stillen Gran Berzencze, wo sie sich mit der belebten Strecke Hatvan-Budapest vereinigt. Verfolgen wir das romantische, wie mit einem Pflanzenteppich überzogene Granthal, aus dem stolze Burgen wie Schildwachen hervorschauen, so gelangen wir zunächst nach dem ehrwürdigen Altsohl, einem von slavischen Handwerkern bewohnten Marktflecken, überragt von einem bekannten Schlosse. Man sieht demselben noch heutigen Tages seine einstige Größe und Schönheit an, jetzt freilich passen die vier mürrischen Eckthürme nicht mehr so recht in unsere bewegte friedliche Zeit. 1708 theilte es das Schicksal vieler anderer Burgen und Schlösser Nordungarns, es wurde von den Stürmen, die der kühne Rákoczy heraufbeschwor, zerstört. Nicht weit davon liegt das herrliche Szliács, ein seit Jahrhunderten bekannter und von dem ungarischen Landadel fleißig besuchter Badeort, und noch weiter oben im Granthal folgt der Marktflecken Radvan mit alterthümlichem Schloß und endlich das freundliche Neusohl, die dritte der vielgenannten Bergstädte. Man muß dasselbe am Abend gesehen haben, wenn die letzten Strahlen der scheidenden Sonne auf den kupfernen Dächern der Häuser ruhen, und man wird den Eindruck lange mit sich im Innersten herumtragen.

Die Tracht der hiesigen Slovaken ist bereits halb magyarisch, wie denn der Süden des Barscher und des Sohler Comitates hinsichtlich seiner Fruchtbarkeit überhaupt schon zur magyarischen Welt gehört. Die Männer tragen einen kleinen runden Hut, kurze dunkle Jacken, weiße weite Hosen, die ungarische originelle weiße Schürze

und einen hohen Gürtel. Dieser Gürtel umschließt den Leib, besteht aus festem Leder, zeigt auf der Brust vier bis fünf große Messingschnallen und erleichtert nach der Aussage des Slovaken demselben das Heben und Tragen großer Lasten.

Wenden wir uns jetzt nach Sillein zurück. Von hier aus führt die Kaschau-Oderberger Bahn, die wir bereits bis zum Jablunkapaß kennen gelernt haben, nach Osten. In kurzer Zeit passirt man den Sztrecsnoer Tunnel. Hierher hatte sich im vorigen Winter ein Bär verirrt, und als er beim Herannahen des Zuges sich brummend der Locomotive entgegenstellte, wurde er ein Opfer seiner Tollkühnheit. Hinter dem Sztrecsnoer Tunnel wird die Gegend hochromantisch. Die Berge steigen auf beiden Seiten zu bedeutender Höhe empor und engen das Thal derart ein, daß nur für den Fluß und die Eisenbahn Raum genug vorhanden ist. Charakteristisch ist die Gestalt der meisten Karpathenberge, denn leicht bewaldet heben sie sich in plumpen, compacten Massen aus dem Boden empor und zeigen einen langen, ziemlich breiten, bewaldeten Rücken.

Inmitten dieser großartigen Scenerie verließ ich das Dampfroß in Kralovan, um von hier aus in das Arvaer Land, die slovakische Schweiz, zu gelangen. Ein großer Stellwagen, plump wie eine renovirte Reisekalesche aus der Zeit des vierzehnten Ludwig, führt uns in nordöstlicher Richtung in die schweigende, herrliche Gebirgswelt hinein. Bald haben wir die Waag im Rücken und fahren nun ununterbrochen in dem Thale der Arva aufwärts. Die vor uns aufsteigenden Landschaften können sich getrost mit den romantischsten Deutschlands und mit vielen Schweizerlandschaften messen. Rechts und links hohe, mit den kräftigsten Bäumen bedeckte Berge, neben uns der schäumende, brausende Fluß, vor uns die gutgepflegte breite Straße. Immer großartiger und herrlicher wird die Natur, immer höher die Berge, immer frischer das Grün, bis bei einer

Biegung die Schönheit der Natur zum höchsten Ausdruck gelangt. Rechts treten hohe Berge heran, einer derselben ragt felsartig und in breiter Fläche empor. Steil und schroff fallen seine unteren Theile in den Fluß, Löcher und dunkle Oeffnungen sehen lassend, neben denen kümmerliche Tannen und Fichten kühn emporsteigen. Ein neben dem erwähnten Felsen hervortretender Berg wirft seine Schatten auf die nachfolgenden und ruft so wunderbare Schattirungen und Lichtreflexe hervor. Hier erreicht die Natur indessen ihre größte Schönheit. Nach wenigen Minuten treten die Berge zurück, das Thal wird breiter, und wir haben uns den Eingang in das Arvaer Comitat erzwungen. Die Gegend wird jetzt belebter, wir passiren reinliche Ortschaften mit hübschen, meist weiß getünchten Häusern, und Fuhrwerke mit Holzstämmen, sowie arbeitende Bäuerinnen werden sichtbar. Das Arvaer Comitat ist ein echtes Berg- und Hirtenland, und was Poesie, schlichtes Leben und Treiben und Schönheit der Frauen anlangt, so möchte ich hier das slovakische Circassien suchen, abweichend von Anderen, welche die Thuroz mit diesem Namen bezeichnen, die dortige Tracht falsch beschreiben und behaupten, daß die dortigen Weiber 6—7 Fuß hoch und sehr stattlich seien. Die Tracht der Frauen im Lande Arva ist sehr hübsch und geschmackvoll, sie tragen einen dunkelblauen Rock und darüber ein rothes oder braun gelbes Leibel und ein blaues oder rothes Kopftuch, welches dazu beiträgt, der Tracht nichts Theatralisches zu verleihen, sondern dieselbe malerisch zu machen. Unter den Mädchen und Frauen finden sich auffallend feine und schmale Gesichter, und die Blumen, die hier in den Fenstern der Häuser sichtbar sind, sowie die vielen Gärtchen, die man vor den mit Cruzifixen und anderen Zierrathen geschmückten Häusern sieht, beweisen, daß die hiesigen Frauen poetischen Sinn besitzen. Die Tracht der Männer ist Sonntags geschmackvoll und hübsch. So tragen sie in der Gegend von Kubin als Staatskleid einen langen

schwarzen Rock, der stark mit Knöpfen besetzt ist, eine ebensolche Weste, einen runden, mit grünen Bändern verzierten Hut und saubere weiße Beinkleider. Das Ganze sieht nett und wohlhabend aus, obgleich die Leute es selten sind. Die Felder sind an Zahl ziemlich gering, und obgleich mit Ausnahme des Weizens Alles gebaut werden kann, so reichen ihre Erzeugnisse doch nicht aus, um die Bevölkerung zu ernähren. Der größte Theil derselben beschäftigt sich daher damit, den Holzreichthum des Landes zu verwerthen, während der kleinere als Leinwandhändler die Welt durchzieht und sich durch den Verkauf von in Mähren erzeugter Leinwand zuweilen ein Kapital erwirbt. Die Männer tragen das Haar nicht so lang wie die Trentschiner, schauen viel munterer und geweckter wie jene drein und sind überaus höflich. — Die Bodenbeschaffenheit in diesem Comitat ist ziemlich verschieden. Während der Süden mit mäßigen Bergen bedeckt ist und gleich der Mitte des Landes die verschiedenartigsten Felder aufweist, ist der Nordost flach und mit Sümpfen weithin bedeckt, die man allerdings jetzt theilweise ausgetrocknet hat. An ihnen vorüber führt die herrliche Straße nach dem Orte Jablunka und von hier weiter nach Polen. Im Nordwesten aber erhebt sich die gewaltige Bergmasse der Babia Gura, das schönste Land im Lande Arva, wo Bären weilen, Hirten mit ihren Heerden sich wochenlang befinden, und wohin sich bereits auch schlesische Touristen verirren. In der Arva ist das Sennwesen und die Hirtenpoesie zu Hause. Im Frühling werden die Heerden auf die Berge getrieben, wo sie oft bis zum Herbste bleiben. Hier könnte sich der einfache Städter, der sich so oft nach Menschenleere und nach guter Luft sehnt, ohne Reue tagelang aufhalten. Man steige nur hinauf zu diesen schlichten alten Arvaer Hirten. Sie theilen gern ihren Käse und ihren Gulyas, den sie sich selbst bereiten, mit dem Fremden. Die Luft ist rein, die Milch unverfälscht und das nächste Dorf wohl auch erreichbar. Freilich giebts hier keine

Kellner im schwarzen Frack und mit weißer Cravatte, und auch keine Damen mit Lorgnetten, die von Cotillon und Richard Wagner schwärmen.

Kubin ist die Hauptstadt des Comitates, ein kleiner freundlicher Ort mit einem stattlichen Comitatshause, neuem, großen Sparcassengebäude und etwa 1000 Einwohnern. Ich erreichte ihn nach kurzer Fahrt und verließ ihn sofort wieder, um die Menschen zu fliehen und auf die hohen Berge hinaufzusteigen, welche mir so traulich zu winken schienen. Nach kurzer, steiler Wanderung, auf welcher ich durch gutgepflegte Felder gekommen und zuweilen auf der einen Seite ein rothes Kleefeld, auf der andern Seite ein gelbes Rübsenfeld erblickte, was einen sonderbaren Anblick darbot, stand ich auf imponirender Höhe und konnte die köstlichste Ausschau genießen. Sie bezeichnete so recht den Charakter des Landes Arva: ringsum Berge und nichts als Berge. Vor mir lag am Abhange eines Berges, hinter den blühenden Feldern, das freundliche Kubin. Seine Kirche und seine kleinen weißen Häuser sahen mit den schwarzen Dächern so nett aus, wie eine Compagnie Soldaten bei der Parade. Dahinter zog ruhig des Flusses Silberband, und darüber, zunächst sanft ansteigend, standen von der Sonne beschienene Hügel, welche von einem breiten, schwarzen Berg vollständig überragt wurden und so der Obhut eines Riesen anvertraut zu sein schienen. Links von Kubin stiegen weitere Höhen empor, und darüber hatte sich die Sonne in einer schwarzen Wolke verborgen. Ihre Strahlen fielen nach rückwärts durch weiße Wölkchen auf einen gewaltigen Höhenzug und ließen denselben nebst den Hochlandwiesen in so feiner, blasser Farbe erscheinen, daß man fast erwarten konnte, das Ganze werde sich in eitel Hauch auflösen oder eine Fee werde aus diesem wunderbaren Luftgebilde hervorschweben. Von West bis Süd waren die Berge schwarz und klar. Alle hatten sie die verschiedensten Farben und Formen. Manche waren spitz, manche wieder stumpf, in dem einen glaubte

man den Watzmann vor sich zu sehen, in dem anderen den hohen Göll, in einem dritten den gewaltigen Rigi. Es war so schön in dieser slovakischen Alpenwelt, und die Sprache der Natur war so erhaben, daß ich am liebsten hier oben die Nacht verträumt hätte! Und still war es! Das harmonische Läuten der Kühe, das Singen einiger Heimchen, das Summen einer Hummel, und im Hinabsteigen das sanfte Anschlagen des Windes war das Einzige, was die Abendruhe auf angenehme Weise unterbrach.

Am frühen Morgen verließ ich das freundliche Kubin. Links lagen die Berge, die ich am Abend in heller Beleuchtung gesehen. Sie hatten sich in weiße Wolken gehüllt und glichen holden Frauen, welche die Nacht soeben überwunden haben und im leichten Gewand schelmisch um sich blicken. Unter den Wolken zogen sich wie Fragezeichen noch einige Wölkchen und Nebelstreifen hin, sie flohen offenbar vor dem kommenden Tag. Prächtige alte Weiden, wie man sie selten findet, stehen hier am Ufer des Flusses, der uns stets zur Seite bleibt. Unermüdlich wühlt er sich durch Felsblöcke durch oder setzt keck wie die Forelle, die er birgt, über die Steine weg. Einige Stunden lang ist die Scenerie stets schön und wechselnd. Seitenthäler öffnen sich geheimnißvoll und verlockend, während rechts und links die bewaldeten Berge in ihrer ewigen Ruhe und Majestät in das belebte Thal herabschauen. Fuhrwerke, deren Besitzer freundlich grüßend den Hut ziehen, fahren langsam vorüber, von munteren Fohlen lustig umsprungen, Männer sitzen Steine klopfend an der Straße und Frauen durchschreiten mit hochaufgeschürzten Röcken, sich lachend die braunen Hände reichend, den Fluß. Zahlreiche Ortschaften ziehen vorüber, deren reinliche Häuser überaus anmuthig berühren, und plötzlich bietet sich uns bei einer Wendung des Thales der köstlichste Punkt des Landes dar: Arva Váralja (Arva Unterschloß). Auf beiden Seiten des Thales erheben sich bewaldete Berge mit davor liegenden

Feldern, den Rahmen des lieblichen Bildes bildend. In ihrem Schooße breiten sich behaglich die schönen Häuser des fast nur von Beamten bewohnten Ortes aus, und stolz erhebt sich das alte Schloß in die Lüfte. Bald sind wir am Fuße des Schloßberges angekommen und steigen denselben hinauf. Das Schloß ist an einem Felsen in die Höhe gebaut, besteht aus drei über einander liegenden Terrassen und wird von einem ansehnlichen Thurm überragt, der sich scheinbar müde und altersschwach an die höchste, steil abfallende Spitze des Felsens lehnt. Er ist auf diese Weise ein origineller Bau und gewährt besonders von der Nordseite einen seltsamen Anblick, weil er sich hier dem Wanderer verbirgt, und nur seine Haube als zum steilen Fels gehörig sichtbar ist. Das Schloß selbst ist ein Composeratbesitzthum und muß als solches mit seinen zugehörigen zahlreichen Feldern nicht weniger als sechzig Herren dienen, von denen einige nicht mehr als sechs bis zehn Gulden an jährlichen Revenuen davon beziehen können. Präses dieser Besitzer, deren Zahl sich früher sogar auf neunzig belief, ist der Graf Zichy. Sein Portrait hängt im Schloß. Das letztere ist uralt und wurde von den mächtigen Thurzos ausgebaut.

Vor etwa achtzig Jahren kam eines Tages in der Küche Feuer aus, und nachdem man dasselbe vergebens zu löschen versucht hatte, legte es einen großen Theil der Gebäude in Schutt und Asche. Die Kirche blieb indessen verschont und mit ihr die umliegenden Räume. In denselben findet man eine reichhaltige Sammlung von Waffen, Versteinerungen, die man in der Arva entdeckt, Getreideproben, von ausgestopften Bären, Wölfen, Ebern, Raubvögeln 2c. Nachdem wir die bunte Gesellschaft der Arvaproducte betrachtet, steigen wir zu dem seltsamen Thurm empor, um die beschränkte, aber reizende Aussicht zu genießen. Zierlich und nett, wie eine zur Kirche wandelnde Jungfrau, liegt das reizende Oertchen zu unsern Füßen, von den dunkeln Bergen umringt, über uns aber

singt die Lerche ihr Lied, und ein Raubvogel zieht dem Horizonte zu.

Von Arva Váralja wird die Gegend schlichter, sie verliert das Wilde und Romantische, bleibt indessen noch immer interessant. Der Fluß, die arbeitenden Bäuerinnen und die vielen Ortschaften geben uns hinlänglich Stoff zu Beobachtungen, und so erreichen wir scheinbar schnell Turdossin. Turdossin ist wie Kubin ein freundlicher Ort von etwa 1000 Einwohnern, der gleich jenem die Eigenschaft besitzt, daß er nicht weniger als 300 bis 400 Juden beherbergt. Diesen gehört hier eine eigene Schule, ein eigenes Kranken- und Armenhaus und eine schöne Synagoge. Man sieht daraus, daß sie sich in Turdossin häuslich niedergelassen haben.

Was übrigens die jüdischen Frauen und Mädchen betrifft, so muß man gestehen, daß sie das einzige Schöne sind, was die Juden Ungarns besitzen. Besonders unter den sechs- bis zehnjährigen Kindern findet man herrliche Lockenköpfe mit feurigen schwarzen oder milden blauen Augen, die von langen Wimpern überschattet werden und an den jugendlichen Christuskopf erinnern. Unter den Frauen sieht man volle, üppige Schönheiten mit herrlichen Büsten und wollustgewölbten Lippen, schlanke halbträumerische Gestalten mit bleichen, feinen Serailgesichtern und schmalen, weißen Händen, die berufen scheinen stundenlang auf dem weichen Divan zu träumen und Männerherzen mit ihren zierlichen Füßen zu zertreten. Daneben zeigen sich junge Mädchen bald mit orientalischem, gelblichen Teint, bald mit frischen, rosenähnlichen Wangen, in den kleineren Orten in bunten, einfachen Kleidern, in den größeren in Toiletten, welche das Besitzthum der Pariserinnen und Wienerinnen verrathen: den Chic. Nur ist ihre Schönheit eine schnell vergängliche, sie entblättern leicht und verwelken schnell wie ihre Schwestern, die Rosen. Unvergänglich ist dagegen meist ihre eheliche Treue und ihre Tugend. Es herrscht in

der That in den meisten jüdischen Familien ein Familienleben, wie es sich unzählige Mitglieder der christlichen Gesellschaft zum Muster nehmen sollten.

Auch die „Blume von Arva“ fand ich zwischen Kubin und Turdossin. Es war das überaus anmuthige, sechszehnjährige Töchterlein einer wirklich gebildeten, jüdischen Wirthsfamilie. Die braunen mandelförmigen Augen schauten unter den langen Wimpern recht sanft und verständig hervor, die langen schweren Zöpfe hingen den Rücken schlicht und einfach bis über die biegsame Taille herab. Dabei wußte die „Blume von Arva“ recht wohl, daß sie kein unscheinbares Vergißmeinnicht, sondern eine volle, glühende Rose sei.

Von Turdossin aus lenkte ich am Nachmittag meine Schritte seitwärts ins Thal der Weißen Arva. Die Gegend trug einen seltsamen Charakter, sie war nicht uninteressant, aber auch nicht romantisch. Unter mir zog der Fluß seines Weges, hinter ihm erhoben sich einige mit Tannen bedeckte Berge, die meisten indessen waren entholzt und schauten kahlen Hauptes herab, wie alte pensionirte Gerichtsräthe aus ihren Fenstern mürrisch das Treiben der fröhlichen Jugend betrachten. Ueberall äußerte sich die schönste Hirtenpoesie. Pferde, Kühe und Schafe weideten längs des Flusses und auf vielen Bergen. Die Hirten hatten sich ein Feuer angezündet, lagen um dasselbe herum und riefen ihre Juchzer ins Thal hinab. Andere bliesen halb schwermüthige, halb sorglos klingende slovakische Melodien auf der Schalmei. Arbeitende Bäuerinnen sangen dazu, und das Ganze verkündete recht deutlich, daß hier ein armes, aber frisches Völkchen zu finden sei. Nach kurzer Wanderung erreichte ich Utztya, ein kleines Städtchen, dessen Einwohner seit Decennien als Leinwandhändler im ganzen Lande bekannt sind. Hier erweitert sich das Thal der Weißen Arva, so daß man einen großen Theil des ganzen Comitates übersehen kann. Im Nordost erheben sich die hohen Grenz-

berge gegen Galizien. Dorthin führt die Straße nach Jablunka; im Nordwest aber liegt die gewaltige Bergmasse der Babia Gura vor unseren Blicken. Der Rückweg am Abend war noch poetischer. Immer lauter und lebhafter hatte sich das Hirtenleben entwickelt. Ueberall erklang das melodische Läuten der Kühe, der schlichte Ton der Schalmei, und überall deuteten kleine Rauchsäulen die Stelle an, wo sorgenlose Menschen ruhten. Der Himmel zeigte die verschiedensten Farben; während er über mir blau und rein war, zogen im Norden blaßviolette Wolken dahin, sie schienen Revue zu passiren vor einigen gewaltigen Bergen, die theils in violetter, theils in bläulicher Beleuchtung in die stille Abendluft hineinragten und in Purpur gehüllten Herrschern glichen, die die Huldigungen der Unterthanen entgegennehmen.

Am anderen Morgen weckten mich die Modulationen des Kuhreigens und das originelle Pfeifen des Schweinehirten. Die Mästung des Rindviehes ist in Ungarn und Galizien die vorzüglichste in der ganzen Monarchie. Nur besitzt Ungarn weniger Rindvieh als Oesterreich; während dieses 7 Millionen aufzuweisen hat, beherbergt jenes nur 5 Millionen. Dagegen ist Ungarn in der Pferde-, Schaf- und Schweinezucht voraus. An Schafen besitzt Ungarn 15 Millionen, Oesterreich 5; an Schweinen Ungarn $4^1/_2$ Millionen, Oesterreich nur $2^1/_2$; an Pferden Ungarn $2^1/_4$, Oesterreich $1^1/_4$ Million.

Anders, ganz anders gestaltet sich die Gegend von Kubin nach Rosenberg, dem südlich davon gelegenen Städtchen in der Liptau. Der Fluß und die dunkeln Waldungen sind verschwunden, und wir müssen mit dem Betrachten der kahlen Berge vorlieb nehmen. Diese zeigen bizarre und wilde Formen. Steil entwachsen sie dem felsigen Boden und keck und trotzig steigen sie empor, oft auf mehreren Seiten schroffe Felsenwände zeigend. Nachdem wir immer bergauf gefahren, befinden wir uns plötzlich auf der Höhe dieses Grenzgebirges, und ein echtes,

wunderbares Schweizerbild bietet sich dem Auge freundlich dar. In dem hügeligen Vorlande dehnen sich behaglich blühende Felder aus, und der Hirt läßt hier seine Heerde weiden. Im Hintergrund ziehen sich in blauer zusammenhängender Kette, den halben Horizont einnehmend, die Berge des Arvaer Ländchens hin. Nachdem wir sie längere Zeit betrachtet, müssen wir ihnen Valet sagen, denn die Straße führt plötzlich bergab. Wir haben die Höhe des Gebirges erreicht und ahnen, daß das Land Arva hier enden und ein neues uns aufnehmen wird. Die Straße geleitet uns nun durch ein enges, wildes Thal, dessen Ruhe nur durch ein geschwätziges Bächlein und durch das Läuten einer Heerde unterbrochen wird. Vor uns erheben sich hoch und stolz, als wollten sie sich mit den Arvaer Bergen messen, blaue Höhen. Noch kurze Zeit, und wir sind in der Liptau.

VII.

Die Liptau und ihre Städte. — Das Johannisfeuer und Volksgebräuche. — Volkslieder und Sagen. — Leben im Winter. — Das Fingerhakeln. — Das Majalisfest. — Sittlichkeit bei den Slovaken.

Das Comitat Liptau wird von fünf slovakischen Comitaten und von Polen begrenzt, obgleich dasselbe eine abgerundete Gestalt besitzt. Es ist gleich dem Arvaer Comitat ein echtes Bergland und besonders auf dem linken Ufer der Waag von jenen hohen, dichten Bergen bedeckt, die den Namen der Liptauer Kalkalpen führen, wenig Felder und Dörfer bergen und noch von einzelnen Bären bewohnt werden. Der Hapttheil der Liptauer Bevölkerung sitzt in dem fruchtbaren, einige Meilen breiten Waagthal, in dem eine Reihe von Städten und Marktflecken gelegen ist, und durch welches die Eisenbahn führt, die jährlich immer mehr Fremde nach der Hohen Tatra geleitet und die wenigen Produkte des Landes zum Theil befördert. Die Tracht ist bei den Männern einfach und nicht schön, bei den Frauen sehr mannichfaltig. Während die Frauen im Norden und Westen des Comitats dunkelblaue Röcke und ebensolche Leibel tragen, lieben die Frauen des östlichen Theiles hellere Farben. Am Sonntag zeigen sich besonders die letzteren in bunten Kleidern; da erscheint die eine in einem blaßrothen, die zweite in einem gelben, die dritte in einem hellblauen oder violetten Kleid, immer aber sind sie schlicht und einfach gekleidet, und stets läßt sich beobachten, daß die Liebe für eine einzige Farbe und zwar für eine helle, blasse Abart derselben vorhanden ist. In einigen Dörfern des Nordens findet sich noch eine eigenthümliche Kopfbedeckung. Die Frauen tragen hier eine Art Haube, welche auf beiden Wangen ein gestricktes

weißes Läppchen zeigt. Diese Haube sieht allerdings nicht gerade schön aus, ist aber immerhin originell. Wer weiß, wie lange sie noch in dieser Gegend zu finden sein wird! Ist es doch eine erwiesene Thatsache, daß unsere alles ausgleichende Civilisation auch die Volkstrachten verwischt und beseitigt und die Landleute gleich den stehenden Armeen practisch aber einfach uniformirt, jeden unnützen Schmuck und jeden unnützen Knopf sorgsam beseitigend. Es dürfte in der That gerathen sein, wenn sich ein Maler die Mühe nehmen würde, einige der schönsten slovakischen Trachten zu copiren, und wenn sich ein österreichisch-ungarisches Museum herbeiließe, ungarische Volkstrachten zu sammeln. Denn wenn auch einige der Trachten etwas Theatralisches zeigen, so sind andere doch um so einfacher und geschmackvoller, und manches Ziwotok (Leibel), manche Zápona (Schürze) oder manche Zischmen (Stiefeln) sind der Betrachtung werth.

Was die Religionsverhältnisse in der Liptau anbetrifft, so finden sich hier zahlreiche Protestanten vor, welche ihre eigenen Kirchen besitzen. Die Felder im Westen sind stellenweise recht gut und fruchtbar, im Osten dagegen lassen sie noch zu wünschen übrig, sie nöthigen auch den Liptauer Landmann als Tagelöhner nach dem Süden zu ziehen.

Wenn man mit der Bahn von Sillein aus das Ländchen betritt, so ist Rosenberg die erste bedeutende Stadt, die man berührt. Sie zählt 3000 Einwohner und liegt auf zwei Terrassen übereinander. Während die untere ziemliches Leben zeigt, bietet die obere mit dem alten Piaristenkloster und der todten, breiten Hauptstraße einen melancholischen Anblick. Daß es natürlich in dem belebteren neuen Stadttheil von Rosenberg auch viele Rosenfeld, Hirschberg und Löwenheim giebt, ist selbstverständlich. Eine Brücke führt am Ende des Städtchens über die Waag, und hier war es, wo im Jahre 1849 die Magyaren den Russen eine kleine Niederlage bereiteten. — Nicht weit

von Rosenberg erhebt sich am Fuße der nördlichen Berge eine zerstörte Feste, die ungemein trotzig und finster emporschaut. Man nennt sie Likava, und wenn sie erzählen könnte, würde sie uns berichten, daß sie 1707 ihre Herrlichkeit verloren, und durch keinen Andern als durch Franz Rákoczy, dessen Truppen die Feste belagerten und den kaiserlichen Adler demüthigten. Einige Stunden südlich von Rosenberg liegt mitten im Gebirge und von Wäldern traulich umfangen der Badeort Korytnica, ein bei günstiger Witterung ziemlich besuchter Curort. In östlicher Richtung führt die Bahn nach dem Hauptorte des Comitates, nach Lipto St. Miklos, ein Oertchen so groß wie Rosenberg, und mit Häusern, die man nach deutschen Begriffen kleine Bauernhäuser nennen würde.

Eine Stunde hinter dem Städtchen erheben sich die Liptauer Gebirgsmassen. 1500 Meter hoch reckt der gewaltige Porudnica sein Haupt empor, stolz und vornehm seine kleineren, bewaldeten Genossen betrachtend. Bereits von den letzteren hat man eine imposante Umschau. An den Füßen der Berge liegen wie hingestreut die freundlichen Dörfer und das größere St. Miklos, dahinter erheben sich schneebedeckt die 2000 Meter hohen nördlichen Berge, welche der Hohen Tatra zuziehen und die Ausläufer der höchsten Karpathenerhebung bilden. Hell werden die Schneemassen von der Sonne beschienen, und es ist fast, als wollte der zackige Kriván (d. i. der Gekrümmte) sein Horn behaglich schütteln, sich freuend, daß die Sonne die kalte Decke vernichtet.

Als der Abend herannahte, zog ich in die schweigende Landschaft hinaus und an einem freundlichen Oertchen nebst altem Kloster vorüber nach Szent Ivany. Freundlich und zutraulich hat sich der schöne Ort an zwei Berge angeschmiegt, die wie liebende Eltern ihr Kind, denselben umfangen und seine letzten Häuser in der gebildeten Schlucht aufnehmen. Aus der letzteren kommt ein munterer Bach hervorgeflossen, und in seiner Nähe ist es, wo eine warme

Quelle der Erde entsteigt. Wenige Schritte weiter steht auf einem Hügel die alte Kirche. In ihrer Gruft sollen sich Leichname befinden, die wie auch an anderen Orten durch die Trockenheit und Eigenthümlichkeit des Bodens vor Verwesung geschützt sind. Die Gruft ist indessen zugemauert, und man muß sich mit der Besichtigung eines Beinhauses, sowie einer Quelle begnügen. Diese zweite Quelle entspringt dicht an der Kirchhofsmauer und führt den Namen „Giftquelle“, weil die aufsteigenden Schwefeldünste kleinere vorüberfliegende Vögel betäuben sollen. Es kann nur eine Frage der Zeit sein, daß diese „Giftquelle“ in eine Quelle für die leidende Menschheit umgewandelt wird und die große Zahl der ungarischen Badeorte noch vermehrt.

In Szent Ivany fällt uns die stattliche Zahl der schönen Häuser auf. Die Juden geben uns darüber bereitwilligst Aufschluß. Alle fünfzehn bis zwanzig Häuser gehörten einst den Mitgliedern der Grafenfamilie von Szent Ivany, jetzt sind dieselben indessen aus einigen verschwunden, und Juden haben sich an ihre Stelle gesetzt. Sic transit gloria mundi!

Als ich am Abend den Rückweg antrat, stand der Mond hell am Himmel, und ein röthlichgelber Schein hatte sich auf der ganzen Alpenkette gelagert. Allmählich wurde es dunkel, und hier und da zeigte sich auf den Bergen und den Erhöhungen der Ebene ein Feuerschein. Man schrieb den 24. Juni, und an diesem Tage feierte wie am vorhergehenden der schlichte Slovake nach altem Brauche sein Johannisfest. Ich hörte die jungen Burschen noch lange in der stillen Nacht singen und scherzen, zuweilen saßen sie am Feuer, während die Mägde dasselbe umschritten.

Die althergebrachte Sitte, am Johannistag oder am vorhergehenden Abend Bergfeuer anzuzünden, ist wie in den deutschen Alpen auch in der Gebirgsgegend der Slovakei zu Hause. Fast überall kann der Reisende an

diesen Tagen die Feuerscheine beobachten, mit denen sich die Berge schmücken. Das seltsamste bei dieser Feier ist indessen, daß sie in jeder Gegend anders vor sich geht. Bei Sillein brennt man auf einem Hügel vor der Stadt ein Feuer an, zu dessen Unterhaltung die Mägde ihre sämmtlichen alten Besen herbeischleppen, und welches die halbe Bevölkerung umsteht. Hierauf springen die Mägde über das Feuer hinweg, und diejenigen, denen es besonders gut gelingt, sind vom Schicksal dazu ausersehen, im nächsten Jahre zu heirathen. In anderen Gegenden wiederum, wie z. B. bei Szent Ivany, brennen die Mägde die Besen an und ziehen mit denselben um das Feuer singend herum.

Schaut man diesem Umzug von der Ferne aus zu, so wäre man leicht versucht, die ganze Damengesellschaft als vom Blocksberg kommend zu betrachten, wenn man nicht so viel stattliche Erscheinungen und so viel hübsche Gesichter darunter bemerkte.

In anderen Gegenden zünden nur die Burschen das Feuer an und betrachten es als ausschließlichen Besitz. In Jackov beachtet man den 24. Juni gar nicht, während die Burschen von Cicman vom 17. bis 24. Juni allabendlich auf die Berge ziehen und in allen vier Himmelsrichtungen Holzscheite anzünden. Auch die hier ansässigen Deutschen, sowie die Zipser kennen diese Sitte und belustigen sich durch das Johannisfeuer. Jenseits des gigantischen schneebedeckten Granitwalles der Tatra in den weiten Ebenen Galiziens heißt dieses Fest Kupalo. Am Abend des 24. Juni erscheint ganz Galizien in ein Flammenmeer getaucht, nur Krakau und seine Umgegend ist dunkel, weil man hier das Fest bereits zu Pfingsten abhält. Weit, weithin, in allen slavischen Ländern ist diese Sitte verbreitet, zuweilen noch urwüchsig und kräftig wie in der Ukraine, wo die Mädchen nackt über das Feuer springen und Myrthenkränze ins Wasser werfen, welche von den Burschen aufgefischt werden.

Ebenso wie diese Sitte sich seit Jahrhunderten erhalten hat, ebenso pflanzen sich noch gewisse Traditionen von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht fort. So behaupten die alten Slovakenweiber, daß man am Johannistag vor Sonnenaufgang auf das Feld hinausgehen müsse. Hier solle man Leinentücher über die Felder ziehen, den Thau auspressen und sich damit waschen. Dies, behaupten sie, verleihe dem Gesicht ein immer frisches und schönes Ansehen. Ein originelles Spiel bestand noch Anfang dieses Jahrhunderts in einigen Orten der Ostslovakei und war im vorigen Jahrhundert ziemlich gebräuchlich. Am Palmsonntag zogen die jungen Burschen mit den Mädchen zum nächsten Bach und warfen eine mit alten Kleidern angethane Holzpuppe singend in das Wasser. Diese Puppe hieß Morenu, d. i. Pestweib, und die Slovaken glaubten dadurch Pest und Viehseuche fern zu halten. Auch in Polen kannte man dieses Spiel unter dem Namen Morana. Obgleich sich derartige uralte Sitten und Gebräuche und andere Volksthümlichkeiten am längsten in Gebirgen erhalten, so ist es doch nur zu augenscheinlich, daß die zunehmende Volksbildung und der reger werdende, alles ausgleichende Verkehr solchen Gewohnheiten ein Grab gräbt, in welchem sie für ewige Zeiten vergessen ruhen.

Und es muß zum Ruhme der ungarischen Regierung gesagt werden, daß sie seit zwanzig Jahren ungeheuer viel gegen Aberglauben und Unsitten gethan, und daß sie das Schulwesen seit 1848 ungemein verbessert hat. Die Schulpflicht beginnt jetzt mit dem 6. Lebensjahre und endet mit dem 12. für die erste Schulstufe, mit dem 15. für die Wiederholungsperiode. Ist aber erst eine allgemeine, leidlich gute Volksbildung bei dem Slovakenvölkchen heimisch, so wird die Regierung hoffentlich wie in anderen Gegenden Alles aufbieten, um durch Hervorrufen einer industriellen Thätigkeit die Lage und die Verhältnisse in diesem Theil des Landes zu bessern. Sie wird

sich dabei hoffentlich als ungarische und nicht als magyarische Regierung zeigen und den Fleiß des Slovaken zu würdigen wissen.

Die Slovaken haben von jeher eine lebhafte Phantasie besessen, und ihre uralten religiösen Vorstellungen deuten darauf hin, daß sie in grauer Vorzeit Verkehr mit Persern und Indern gehabt haben. So verehrten sie als Hauptgott Svantovich, den Lichtglänzenden. Sein Bild hatte vier Häupter und vier Hälse und entsprach den vier Himmelsgegenden, während Rugiarith mit sieben Köpfen und Borewith mit 5 Köpfen an die sieben Planeten und an die fünf Elemente erinnerten.

Ein sehr bekannter slavischer Gott war Koljeda; er soll in Kiew sein Bild und seinen Tempel gehabt haben, und sein Fest wurde am 24. December durch Tanz und Spiel feierlich begangen. Noch heutigen Tages gedenkt man seiner, denn in Rußland, Böhmen und Mähren ist noch immer die Sitte des Koljedagehens zu Hause. Die Mädchen ziehen nach Weihnachten singend von Haus zu Haus, um ein Geschenk zu erhalten. Auch bei den Slovaken ist dieser Gebrauch üblich; mehr als einer der Pfarrherren hat mir erzählt, daß er den singenden Zug anzuführen pflege. Die Slaven besaßen eben eine gutorganisirte Götterwelt, welche groß genug war, um ihnen alle Freuden und Leiden dieses Lebens begreiflich zu machen. Zu dieser weitverschlungenen, von eigenthümlichen, abergläubischen Gebräuchen bewahrten Götterwelt, gehörten auch luftige, sagenhafte Erscheinungen, deren Analogien in der nordischen Mythologie leicht zu finden sind; ferner Erd- und Wassergeister in großer Anzahl. Während man in ganz Böhmen und Mähren die weiße Frau kennt, welche auch in den germanischen Gegenden haust oder richtiger gehaust haben soll, und während man in Böhmen und Mähren das Sprichwort benutzt: „schön wie des Waldgebirges Wila", stellen sich die Slovaken unter Villy, Wily oder Wila die verschiedensten Erscheinungen vor. In der Gegend

von Sillein nennt man die Seelen der gestorbenen Bräute Wily und sagt ihnen nach, daß sie am Neumond singend in den einsamen, mit Weiden besetzten Thälern tanzen. Wehe dem einsamen Wanderer, der dann in ihren Bereich kommt; sie sollen so lange mit ihm tanzen, bis er todt zusammenbricht! Die Aehnlichkeit mit den nordischen Elfen ist also unverkennbar. Auch die Neutraer kennen ähnliche luftige Erscheinungen und nennen sie Villy. Alles dies läßt sich auf die Wila des altslavischen Götterglaubens zurückführen. Sie war ein schönes Weib mit wunderbar vollem, fliegendem Haar, grausam, seelenlos und voller Willkür. Bei den ostwärts wohnenden Ruthenen aber erzählen die alten Weiber an langen Winterabenden von dem Helden Boleslaw Chrobry, der in granitnen, unterirdischen Hallen der Hohen Tatra ebenso sanft schläft wie Kaiser Rothbart im Kyffhäuser oder Kaiser Karl der Große im Salzburger Untersberg.

Der zweite geistige Schatz, den der Slovake besitzt, sind seine Volkslieder, welche der größte slovakische Dichter, Kollar, zum größten Theil gesammelt und herausgegeben hat. Wie alle Volkslieder zeigen sie offen und unbewußt das innere Leben und das Empfinden eines schlichten Volkes. Immer sind sie schön, einfach und meist von großer sittlicher Reinheit. Da begegnen uns in denselben die alten träumerischen Pappeln und Weiden, das Pferd, der Vogel und die Liebe zu den Eltern und zu den Geschwistern. Obgleich kurz und einfach, liegt doch in den meisten eine tiefe, tiefe Empfindung und dazu kommt, daß die Biegsamkeit der Sprache den Vortrag erleichtert und hebt. Die elegischen Lieder singen die Slovaken mit tiefem Gefühl und rührendem Ausdruck, die lustigen dagegen geben sie frisch und ohne große Sorgfalt von sich.

Zu einem, wenn auch beschränkten Lebensgenuß gelangt der Slovake eigentlich nur in der kühleren Jahreszeit. Ist der Sommer vorüber und die Ernte ein-

gebracht, so wird es am Sonntag in den Schenken etwas lebendiger. Während im Sommer die Burschen sich träge unterhaltend an den Schenktischen gesessen, ereignet es sich jetzt zuweilen, daß am Abend getanzt wird. Der Zigeuner sucht dann seine Geige hervor und rüstet sich, dem Landmann frohe Stunden zu bereiten. Und ist der Jude nicht dazu geneigt, seine Schenkstube zur Verfügung zu stellen, weil er wenig dabei verdient, so wird in einer größeren Stube oder auf dem Hofe getanzt. Die Zigeuner lassen den Fiedelbogen walten, und die Burschen drehen die üppigen Mädchen im Czardas hin und her oder tanzen die leichte Polka. Allerdings ist dieser Czardas, den der Slovake tanzt, nur eine Abart des magyarischen, wohingegen sich die Zipser deutschen Bauern rühmen, daß sie denselben gut und richtig darstellen. Kommt dann der Winter, so zieht sich der Slovake ganz in seine Hütte zurück; die Frauen spinnen, die Männer gähnen und schlafen. Zuweilen öffnen sie den Mund und erzählen Sagen und Märchen, die sich oft auf wunderbare Weise mit bekannten Räubergeschichten vermischen. In der Schenke wird der Borovicka in großen Quantitäten consumirt, und hierbei tritt eine eigenthümliche Sitte ans Tageslicht: das Fingerhakeln. Jedermann weiß, daß die tiroler und bayerischen Bauern und Holzknechte oft diese Kraftprobe ablegen; daß diese Sitte in anderen Gegenden aber gleichfalls zu finden ist, dürfte weniger bekannt sein. Setzt ein Slovak in die Kraft eines anderen laute Bedenken, so fordert ihn dieser zur Probe. Dieselbe findet statt, und ärgerlich giebt schließlich der Besiegte dem Sieger noch einen nachträglichen Stoß. Der Sieger läßt denselben natürlich nicht unerwidert, sofort bilden sich zwei Parteien, und in wenig Minuten ist die Schlacht im vollsten Gange. Ist der jüdische Wirth energisch, so läßt er, um seine Bänke und Tische vor dem Untergang zu wahren, die gesammten Streiter mit Wasser begießen. Durchnäßt und frierend müssen sich diese sodann zu ihrem Leidwesen trennen, um sich wie

begossene Pudel hinter den heimischen Herd zum Trocknen niederzulegen.

Wenn der Winter vorüber ist, so beginnt zur Faschingszeit ein neues Leben. Die Tanzvergnügen mehren sich, und die Liebespaare reichen sich um diese Zeit die Hand zum Ehebund. Allerdings werden die Hochzeiten nicht mehr so pomphaft begangen wie vor fünfzig Jahren, wo das Brautpaar auf stattlich geschmückten Wagen einherfuhr, Burschen zu Pferde in die Luft schossen, und alte Weiber bis zur Heiserkeit sangen. — Ich komme hier auf die Sittlichkeit bei den Slovaken zu sprechen. In einigen Comitaten ist es um dieselbe noch so leidlich bestellt, in den meisten aber sieht es damit gerade so traurig aus, wie bei den Landleuten anderer Länder, wo sich das 16jährige Mädchen unsagbar unglücklich fühlt, wenn sich noch kein Liebhaber für sie gefunden. Wenn ältere Schriftsteller erzählen, daß sie in diesen Gegenden Probenächte ohne gegenseitige Berührung gefunden, daß verdächtige Handgriffe streng verpönt seien, so muß man einfach bedauernd bemerken, daß diese alte gute Zeit längst vorüber. Noch wird indessen von der Kanzel aus verkündet, ob die Braut bereits Mutter ist oder nicht. Und wehe derjenigen, die der Geistliche nur als „höfliche" Jungfer (uctivá) und nicht als „ehrsame" (poctiva) bezeichnet! Das Volk vergißt es ihr nie.

Ist die lustige Faschingszeit vorüber geflogen, so kommt das Frühjahr und bringt neue Arbeit. Der Schnee schmilzt und die Felder laden zu erneuter Thätigkeit ein, eine Einladung, die der Slovake gern befolgt. Noch ein Fest steht ihm jetzt bevor: das sogenannte Majalisfest. Es sollte eigentlich wie der Name sagt im Mai gefeiert werden, und dem deutschen Pfingstfeste entsprechen; da der Mai aber in diesen Gebirgsgegenden in der Regel noch kühl und unfreundlich ist, so wird es erst vier bis sechs Wochen später, an einem beliebigen schönen Tage abgehalten. Jung und Alt, Pfarrer und Schullehrer ziehen auf einen seit Jahren dazu benutzten

freien Waldesraum, und hier entwickelt sich das bunteste Leben und Treiben. Von Früh bis Abend wird getanzt, geschäkert und getrunken, und an der Erinnerung an dieses Fest zehrt man den ganzen Sommer über. In den größeren Städten des Landes hat sich ein förmlicher, verfeinerter Majaliscultus entwickelt. Da hat jeder Verein, der Turnverein, der Gesangverein, der Feuerwehrverein sein besonderes Majalis, und ein jeder sucht es dabei dem anderen zuvorzuthun. —

Von Lipto St. Miklos gelangen wir in kurzer Zeit nach Lipto Ujvár. Der Ort besteht aus sehr schönen und reinlichen, weißen Häusern, welche in der Hauptsache eine einzige prächtige Straße bilden. Dieselbe wird von alten herrlichen Linden und Pappeln vollständig beschattet und macht mit den vielen vor den Häusern liegenden Gärten den Eindruck, als hätte sich hier ein ganzes Grafengeschlecht niedergelassen. Und in der That verhält es sich ähnlich. Lipto Ujvár ist Sitz vieler Beamten, welche der bedeutenden hiesigen ärarischen Forstwirthschaft obliegen. In den Wirthshäusern des nächsten Dorfes fand ich die „Unterbeamten“, d. h. die Holzfäller. Sie saßen alle beisammen und machten einen bedeutenden Lärm; da es gerade Sonntag war, so waren sie von ihren Bergen herabgestiegen, um sich mit dem zu versehen, was sie im Laufe der Woche auf den Bergen benöthigten. Ihr ganzes Wesen und Treiben machte übrigens keinen angenehmen Eindruck. Die Holzkirche des Oertchens war winzig klein. Der Schullehrer hielt in derselben die Predigt, da ein Pfarrer nicht vorhanden, und die Gemeinde nicht immer Lust hat, zu dem zwei Stunden entfernten Szent Ivany zu pilgern.

Nördlich von Lipto Ujvár führt uns eine breite Straße zu dem hochgelegenen Friedhof und hierauf zur großen ärarischen Ackerbauschule. Rechts zeigen sich einige steile Felsen und dicht unter denselben liegt eine große Tanninfabrik, welche früher dem Staate gehörte, jetzt aber

in Privatbesitz übergegangen ist. Ein Bächlein durchfließt sie, und mitten in demselben steht auf einem riesigen Felsblock eine kleine Kapelle. Daneben erheben sich am Ufer schöne, alte Linden, nicht weit davon stehen die Schloßruinen (Untermschloß), und dahinter liegt auf einem Hochplateau ein kleines Dörfchen mit überaus zierlichen Häusern, an die kleinen Orte der Hochgebirge erinnernd. Und in der That fehlt ihm ebenso wenig der imposante Hintergrund, denn ungeheuerlich und gewaltig steigen jene Berge empor, die wir bereits von St. Miklos aus gesehen. Die Schneemassen glänzen in der Sonne, und der gewaltige Krivan zeigt sein Horn! Dunkel und majestätisch treten hier die Karpathenberge vor uns hin, sie gleichen alten Löwen, die sich müde und mürrisch gelagert, und je länger man die mürrischen Gesellen betrachtet, desto deutlicher fühlt man, daß hier die Natur vor undenklichen Zeiten ihre Kraft bereits erprobt, ehe sie die Schöpfung jener wunderbaren Felsenmasse begonnen, die unter dem Namen der Hohen Tatra dem Fremden als ein sehenswerthes, dem schlichten Slovaken als ein unfruchtbares und unfreundliches Stück Erde bekannt ist.

VIII.

Die Hohe Tatra und der Csorbaer See. — Badeleben in Schmecks. — Ein Jahrmarkt. — Die Zips und die Zipser Städte. — Zur Dobschauer Eishöhle. — Das Gömörer Comitat. — Fahrt von Rosenau nach Kaschau. — Austritt aus der slovakischen Welt.

Scharf und steil heben sich von dem kleinen Poprad aus gesehen die Felsenmassen der Hohen Tatra aus der Ebene empor. Spitz ragen ihre Berghäupter in den reinen Aether und zeigen halb drohend, halb in würdevoller Ruhe ihre oft schneebedeckten Gipfel. Mitten aus der Erde scheinen sich diese Riesen zu erheben; oft enden sie jäh auf beiden Seiten, während ihre breite Mitte eine seltsame, groteske Zerrissenheit und schauerliche Wildheit des Gebirges zeigt. Läßt man den Blick über diese Reihe von kahlen, theils breiten, theils spitzen Berghäuptern schweifen, so ahnt man, daß hinter denselben eine unentweihte, großartige, wilde Gebirgswelt umschlossen wird, eine Gebirgswelt, in der nichts zu finden ist, als einzelne scheue, kluge Gemsen und zwischen Schutthalden verborgen stille, einsame Gebirgsseen, deren Wasser wie vergessen da oben ruht, und in dem sich die scharfen Zacken und Spitzen der Berge spiegeln. Man ahnt ferner, daß die Natur hier seltsame Launen gehabt haben muß, wenn sie unmittelbar hinter der blühenden Ebene eine so gewaltige Grenzscheide aufgestellt, eine Grenzscheide so bizarr und grotesk, daß sie selten von dem unermüdlichen und rastlosen Menschen überschritten wird. Schön und erhaben ist diese unentweihte Gebirgswelt, obgleich ihr die Gletscher fehlen, auf denen das Licht der scheidenden Sonne in rothen Farben zitternd ruhen könnte, sie ist schön mit ihren mächtigen Waldungen des Mittelgebirges

und groß und ehrfurchterregend mit den von Steintrümmern und üppigem Krummholz bedeckten Hochgebirgsregionen. Und das liebliche Schmecks ist nicht die geringste Perle dieser Karpathencitadelle! Freundlich breiten sich seine Häuser am Fuße der breiten Schlagendorfer Spitze aus, und wer einmal in den herrlichen Promenadenwegen gewandelt und das Plätschern der nahen Bäche und Quellen vernommen, der wird auch versucht, tiefer in das Gebirge hineinzuschauen und dort nach Schätzen zu suchen. Und der Fremde, der nicht in der Karpathenluft groß geworden ist, wird sie finden!

Im Osten zieht sich der herrliche Wald hin, der den Wanderer bis auf das „Kämmchen" führt, einen kleinen schmalen Bergrücken, der aber Goldeswerth besitzt, denn hier eröffnet sich die entzückendste Aussicht. Da unten liegen die blühenden Felder der Zips, durchsetzt mit den zahlreichen Ortschaften, dahinter erhebt sich eine ganze Welt von blauen Bergen und Hügeln und rückwärts stehen schweigend in gewaltiger Ruhe drei Bergriesen, den Eingang zu zwei Thälern sehen lassend, aus deren einem sich der „Kohlbach" herabstürzt, der herrliche Wasserfälle bildet und rauschend und brausend die Ebene sucht. Er unterbricht die Stille, welche die Gebirgswelt hier athmet, doch wer weiß wie lange, der Platz ist günstig gelegen und bald findet sich vielleicht ein menschenfreundlicher Gastwirth, der den poetischen Genuß noch durch prosaischen zu heben sucht, das „Kämmchen" glatt rasirt und ein stattliches Hotel daraufsetzt. Zunächst genügt die gemüthliche „Rosahütte", welche am Eingange in das eigentliche Kohlbachthal liegt und schon manchem kühnen Spitzenbesteiger eine angenehme Nachtruhe nach gethaner Arbeit gewährt hat. Später, wenn die Bahnlinie Trentschin-Sillein vollendet ist und der Wiener auf acht Tage hierherzieht, dürfte auch ein Wirth dankbare Gäste auf dem „Kämmchen" finden. Jetzt nehmen dieselben mit den acht bis zehn Schweizervillen, des Häusercomplexes Altschmecks,

mit dem etwas günstiger gelegenen Neuschmecks, wo sich zumeist das magyarische Element concentrirt, und mit dem im Entstehen begriffenen, in feuchter Gegend erbauten Neuschmecks vorlieb. Alle drei Orte sind auf Grund und Boden entstanden, welcher Zipser Gemeinden gehört, die auf eine bestimmte Reihe von Jahren denselben zur Ausnutzung an Sparcassen und Bankvereine unter der Bedingung überlassen haben, daß nach dieser Zeit das ganze Land in gutem Zustand an die betreffende Gemeinde abgetreten wird.

Der Glanzpunkt der Tatra ist zweifelsohne der Csorbaer See. Der Weg zu demselben führt von Tatra-Füred (Schmecks) aus in vier Stunden durch einen schönen Wald, welcher an freien Stellen herrlichen Ausblick auf das nebenherziehende Tatragebirge oder hinab in die fruchtbare Ebene gewährt. Von der Liptau kommend kann man zu demselben auch von der Station Csorba aus gelangen. Ziemlich steil führt hier der Weg bergan, herrliche Blicke in die Tiefe gestattend oder durch Nadelwaldungen führend, in denen kleine Vögel ihre lustigen Lieder singen, und in denen sich ein Bach geräuschvoll durch die Felsblöcke windet. Endlich, nachdem man eine Seehöhe von fast 1500 Metern erreicht hat, erblickt man das Hotel am See, und auf den Altan desselben hinaustretend, hat man die herrlichste Karpathenperle vor sich. Wie ein krystallener Spiegel breitet sich der kleine, fast runde See aus, sein Wasser ist so klar und rein und die umstehenden, wenigen, schmucken Häuser spiegeln sich so zauberhaft hell in dem herrlichen See, daß es einem Maler kaum zu rathen wäre, Alles wahr und getreu wiederzugeben. Der Beschauer des Bildes würde nur zu leicht geneigt sein, Zweifel in eine so intensiv klare und reine Wiederspiegelung zu setzen. Hinter dem See erheben sich noch 1000 Meter hoch die düsteren Berge, deren letzter auf der linken Seite der Krivan ist. Er gilt in der ganzen Gegend als Wetterprophet: zeigt er

klar und deutlich sein Horn, so hofft der Bauer auf gutes Wetter, ist er mürrisch umwölkt, so verfinstert sich auch die Miene des Hoteliers am See.

Der vorliegende Gebirgswall gehört zu den schönsten, die man in Osteuropa finden wird, und doch möchte man sich die Frage vorlegen, ob es nicht besser und schöner sei, wenn an seiner Stelle die Natur eine fruchtbare Ebene zum Segen des Slovaken hingezaubert hätte, denn der Vortheil, den derselbe durch den Fremdenverkehr genießt, ist nur ein geringer, und das in seinen Formen so originelle, wilde Gebirge bietet ihm absolut nichts als etwas Eisen, welches auf der Nordseite mühsam dem Felsen entrissen wird, etwas Holz, welches aber nur selten zu Thal geführt wird, und für seine Heerden soviel Gras, daß dieselben gerade vor dem Verhungern geschützt werden!

Die Heerden werden von dem Oberhirten und dessen Knechten bewacht und wie in der Arva oft tagelang im Gebirge gehalten. Dieselben versteigen sich dann bis zu den höchsten Knieholzregionen und begrüßen den Wanderer durch ihr Geläute. Mehl, Speck und Schafkäse bilden die Nahrungsmittel der Hirten, welche diese Gegenstände wöchentlich einmal aus dem Heimatsdorfe empfangen. Nachts schlafen sie unter dem freien Himmel oder in einer leichten Hütte. Trifft man einen solchen Natursohn inmitten der unentweihten Wildniß, so erscheint er einem vielleicht mit seinem Jockosch, seiner weitfliegenden Jacke und seinen tiefliegenden Augen als ein finsterer, drohender Berggeist, und doch ist er der harmloseste aller Erdenpilger. Man kann ohne Bedenken die sternenhelle Nacht an seinem Feuer verträumen und verplaudern. Weit drinnen in der Tatra traf ich einst auf einen solchen seltsamen Hirten. Ringsum herrschte die ausgeprägteste Ruhe, die Alpenblumen erhoben ihr Haupt, das Krummholz schaute verdrießlich herab und nur die munteren Kühe belebten die Scenerie. Der Hirt selbst glich einem Mongolen vergangener Jahrhunderte, in seinem breiten Gürtel steckten

einige verrostete Pistolen, sein mit einer Stumpfnase besetztes Gesicht war von langen, schlichten Haaren umzogen, und seine Jacke nicht allzureinlich. Er erzählte mir, daß er auf einem der höchsten vorliegenden Berge einen Bären beobachtet, der sich soeben dort niedergelegt. Um ihn aufzuscheuchen zog er sein Pistol und schoß — da oben aber regte sich nichts.

Das Badeleben in Schmecks ist zunächst noch ziemlich einförmig. Will der Ausländer nicht die hohen, oft mit Gefahr zu besteigenden Spitzen emporklimmen, so hat er in acht Tagen die Umgegend vollständig kennen gelernt und wenig Veranlassung noch länger zu bleiben, es müßte denn sein, daß er sein Herz an eine der schönen, elegant gekleideten, üppigen Budapester Jüdinnen oder an eine schlanke Magyarin verloren. Die Schönheit der letzteren ist eine eigenthümliche: halb orientalische, halb abendländische; schwarze, grundlose Gluthaugen thronen da über bleichen Wangen, auf welchen oft ein rosiger Hauch durch die geringste Erregung hervorgezaubert wird. Feine, kleine Hände entsprechen der biegsamen, eleganten Taille und den lebhaften Bewegungen. Den Tanz lieben sie leidenschaftlich; mehr als eine handhabt auch die Cigarette mit einer gewissen Grazie oder sitzt stolz zu Pferde. Uebrigens hält sich der magyarische Landadel streng von den anwesenden Moseskindern abgesondert, und beide sind dem Ausländer gegenüber noch weniger zuvorkommend.

Die Zigeunercapelle, welche täglich mehrere Mal spielt, ist vorzüglich. Man muß eine gute Zigeunerbande in dem Lande der Magyaren selbst gehört haben, wie mir es später noch im Kreise fröhlicher deutscher Brüder in Kaschau erging, um die Macht der Zigeunermusik begreifen zu können. Während man bei schlechter Darstellung dem Wimmern und Klagen entrinnen möchte, wird man von Meistern im Reiche der Töne festgehalten und bezaubert. Es ist bekannt, daß der böhmische Musikant nicht ohne

Noten existiren kann, und daß er in Folge dessen mit dem Zigeuner, welcher keine einzige Note kennt, nie wird concurriren können. Der letztere Umstand ist es auch, welcher der Zigeunermusik das originellste Gepräge verleiht. Der Zigeuner spielt nur nach dem Gehör und nach dem Gefühl und zieht so den Darsteller viel leichter in seinen Empfindungskreis hinein. Dabei ändert er die Themen nach eignem Gutdünken. Ein Reichthum von Tönen berührt unser Ohr; theilweise scheinen sie aus weiter Ferne zu erklingen, theilweise treten sie zaghaft und nur halb ausgesprochen auf. Ein seltsamer Schmerz liegt in den Melodien, so ergreifend und überwältigend, daß eine ganze lärmende ungarische Gesellschaft plötzlich still und nachdenklich wird, dann nahen sich die Zigeuner derselben, biegen sich zu dem Einzelnen herab und lassen die verführerische Macht in nächster Nähe des Ohres wirken. Der Ungar ist wie verzaubert. Halb weinend, halb träumend wirft er in solchem Zustande dem Zigeuner Banknoten hin und läßt ihm den feurigen Champagner vorsetzen. Und nun der Czardas! Keck und verwegen setzen die wehmüthigen Töne in's Reich der Luft über, und es entsteht ein Jubel, eine himmelhoch jauchzende Freude, und es entwickelt sich eine solche wilde Macht der Töne, daß der Ungar hingerissen wird und wie im Taumel den berauschenden Czardas tanzt! Kein anderer hat die Macht der Zigeunermusik so vorzüglich beschrieben als Nikolaus Lenau.

Dem Zigeuner selbst bereitet sein Spiel den höchsten Genuß, das zeigt jeder Blick, jede Bewegung dieses geborenen Musikers. Selbst kleine Kinder ahmen den Alten mit der größten Geschicklichkeit und angeborenem Verständniß das Spiel auf der Geige nach. Auf diese Weise hat die sorgende, gütige Natur auch diesen verachteten Heimatlosen ein werthvolles Geschenk verliehen, einen treuen Freund und Tröster; sehr treffend sagt der große Liszt, daß die Musik dem heimat- und religionslosen Volke das

ist, was anderen Völkern ihre alten Sagen und Dichtungen ihr Nationalepos. Ludwig Nohl aber schreibt: „Den Zigeunern ist die Musik ein labendes Heiligthum, auch eine Art heiliger Gral, der sie beseligt und nährt; und man erhält hier aufs Neue eine dunkle Ahnung davon, daß es neben und außer unserer Cultur noch Dinge und zwar Menschendinge giebt, von denen sich in der That unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.

Am Peter-Paultage wird in Schmecks alljährlich ein Jahrmarkt abgehalten, ein Rendez-vous, zu dem sich die Deutschen und die Slovaken der Zipser Ebene zahlreich einfinden. Da werden in der Frühe Buden und Stände aufgeschlagen, hinter denen Juden in langem Kaftan mit Weib und Kind geschäftig hantiren. Bald zeigen dieselben die verschiedensten Sachen, es werden Pfefferkuchen, Mundharmonikas, Messer, Geldbeutel, Tabackspfeifen und andere Gegenstände sichtbar. Nicht lange, und es entwickelt sich ein reges Leben. Auf den verschiedensten Wegen ziehen die Schaaren der Landleute heran, während unzählige Wagen die Fahrstraßen hinaufeilen und die Bewohner der nächsten Städte, oder Schullehrer und Pächter herbeiführen. Vor dem Restaurationsgebäude producirt sich jetzt der Thurmbau zu Babel: Deutsche, Slovaken, Zigeuner, Juden, Alles durcheinander, Alles in freudiger Stimmung! Dort am Waldesrande sitzen zehn bis zwölf slovakische Bauernweiber in einer Reihe, alle sind sie gleichmäßig und sehr malerisch gekleidet. Ueber den Rock haben sie eine hellblaue, das Auge sehr angenehm berührende Schürze gebunden, und mit dieser lichten Farbe harmoniren weiße saubere Hemdärmel. Vor ihnen sitzen einige kleine Mädchen, in rothen Röcken, deren Hauptinteresse auf die weißen Säcke gerichtet zu sein scheint, in denen die Frauen Käse und Brodteig mitgebracht haben. Neben dieser Gruppe steht ein Trupp deutscher Bauernweiber; sie machen mit ihrer Kleidung im Vergleich zu der bunten Tracht der Slovaken fast einen kläglichen Ein-

druck. Schwarz wie die Nacht sind ihre Kopftücher, Kleider und die hohen Stiefeln, und nur eine Reihe von sechs bis acht jungen Mädchen, welche doch wenigstens weiße Hemdärmel zeigen, sehen etwas munterer aus. Sie haben sich untergefaßt und marschiren auf der Straße dahin, mit ihren hohen Stiefeln einer schweren Amazonengarde gleichend. Auch die Männer sind nicht viel interessanter gekleidet. Sie tragen eine einfache, kurze, schwarze Jacke, welche mit zahlreichen Knöpfen versehen ist, eine ebenso dunkle Hose, einen kleinen runden Hut und sehen in dieser Kleidung wie Bergleute aus, die sich langsam in Kleinstädter umwandeln wollen. In der Restauration sitzen sie dicht beisammen und fröhnen dem Kartenspiel, eine Beschäftigung, welche der Slovake nicht kennt.

Doch gehen wir wieder an dem polnischen Schnorrer vorüber in die Mitte des Platzes. Dort steht ein Trupp junger Slovaken, wirklich mit Geschmack und überraschendem, scheinbaren Pomp gekleidet. An die hohen Stiefeln legt sich eine weiße Hose an, über welcher sich eine hellblaue Weste, mit vielen Knöpfen besetzt, bemerkbar macht. Auf der Rückseite zeigt dieselbe alle möglichen Verzierungen, während die weißen Hemdärmel glänzen und leuchten. Das Originellste ist zweifelsohne der Hut. Derselbe ist mit rothen und blauen Bändern geziert und trägt an seiner Krämpe eine Reihe von Silbermünzen oder einen mächtigen Blumenstrauß. Einige der Burschen schäkern mit zwei Dirnen, und ihre Bewegungen, Stöße und Späße werden zuweilen keck, verwegen und zudringlich. Schließlich wird es den Mägdlein zu arg, und sie entfliehen, nicht ohne zuvor den zudringlichsten Burschen einen kräftig geführten Stoß versetzt zu haben. Viele der Slovakenweiber kleiden sich auch vom Kopf bis zu den Füßen in jenes bereits erwähnte Hellblau und gleichen dann in ihren hohen Stiefeln den leichten Reitern einiger Nationen. Die bei solchen Gelegenheiten unvermeidlichen Zigeuner sind sehr zahlreich erschienen. Alles

was von diesem Völkchen in den umliegenden Dörfern residirt, hat sich am Waldsaume gelagert und schaut von dort auf das Treiben herab. Die schwarzen Augen leuchten wie Kohlen, der Mund zeigt seine scharfen Wolfszähne und der schwarze Schnurrbart steht dem Gesicht vorzüglich und verleiht ihm ein stolzes, kühnes Aussehen. Zehn bis zwölf Weiber liegen in bunte Fetzen und grellfarbene Tücher gehüllt auf der Erde und stoßen zuweilen die Kinder, welche nicht allzu warm gekleidet, herumkriechen oder herumspringen. Das Treiben währt bis zum späten Nachmittag, dann fahren die letzten Wagen in die Ebene hinab, und die standhaftesten Trinker verlassen das Lokal, um durch den Wald schreitend, den Weg zur heimathlichen Scholle aufzusuchen. Nach rechts ziehen dann die Deutschen und nach links die Slovaken ihres Weges, beide zumeist wankend und lange Selbstgespräche führend. Bei den Slovaken arten dieselben häufig in Dialoge aus, deren Ende erst dann erschienen ist, wenn einige blutüberströmte Gesichter vorhanden sind, und der Pandur die Menge auseinandertreibt. Leider passirt diesem Mann der Gerechtigkeit häufig das Unglück, daß er wie seine Berufsgenossen in anderen Ländern erst erscheinen kann, nachdem die Schlacht geschlagen und Faust und Stock auf blutige Weise gearbeitet.

Hinter dem gewaltigen, granitnen Bergriesen der Tatra beginnt eine neue Welt, die pannonische endet an ihrem ungeheuren Grenzwall, und dahinter erstreckt sich bis zu entlegener Ferne die große sarmatische Tiefebene mit dem Vorland Polen. Einst, so behaupten die Geologen, war dieselbe ein wüthendes Meer, welches seine Wellen ungestüm an den Tatrakolossen branden ließ, jetzt freilich wohnen auch da drüben friedliche Völker, noch urwüchsig in Sitten und Gebräuchen, die Huzulen, die Bojken, die Tucholzen und die Podhaler, ein in 27 Dörfern am Fuß der Tatra wohnendes Völkchen, welches ein seltsames Gemisch von Germanen und Slaven repräsentirt.

Das unwirthliche Alpenland der hohen Tatra, in welchem auf einem Raume von zwanzig Quadratmeilen sich keine menschliche Wohnung befindet, gehört zum großen Theil dem Zipser Comitate an. Dieses Comitat, kurzweg die Zips genannt, besteht in seinem Haupttheile aus der mit blühenden Feldern und fruchtbaren Wiesen besetzten Ebene, in welcher zumeist Deutsche wohnen, die sich vor fast 750 Jahren hier niedergelassen und welche sodann in den bekannten Zipser Städten größere Bollwerke und Wohnorte errichteten. Gleich den Neutraer Deutschen sitzen die Zipser auf den Gebieten der untergegangenen Quaden, Gepiden und Heruler. Die Reste der Gepiden ließen sich an dem waldigen Karpathengebirge nieder, vereinigten sich mit den Quaden und gründeten im Verein mit diesen viele Ortschaften, welche unter dem Namen Gepidia zusammengefaßt wurden. Aus Gepidia entstand im Lauf der Jahrhunderte Gepusia, Sepusia, und diese Verwandlung ging so lange vor sich, bis das Wort „Zips" entstanden war. Analogien zu dieser Namensänderung sind den Sprachforschern in ziemlicher Anzahl bekannt. Im 12. Jahrhundert rief sodann Gejza II. die Flandrer nach Oberungarn, und da dieselben durch Ueberschwemmungen des Rheins verarmt waren, so folgten sie gern und freudig diesem Rufe. Ländereien wurden verliehen, und bereits nach einem halben Jahrhundert waren sie zu behaglichem Wohlstande gelangt und richteten ihr Augenmerk auf Siebenbürgen. Hier gründeten sie eine Menge Städte, unter denen Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg und Klausenburg die bekanntesten sind, und in denen die braven Nachkommen dieser thätigen Niedersachsen noch heutigen Tages wohnen. Was die Zipser Nachkommen jener alten Deutschen betrifft, so sitzen sie als ein intelligentes Völkchen in der nördlichen Hälfte des Comitates und in den Städten. Sie sind fleißig und auf ihre Intelligenz, sowie auf ihre industrielle Thätigkeit ein wenig

stolz. Diese beiden letzteren Factoren veranlassen sie auch, auf den schlichten Slovaken mit etwas Geringschätzung herabzublicken, eine Eigenschaft, welche erklärlich, ja berechtigt genannt werden kann. Da die Erträgnisse des Bodens gut sind, so leben sie bedeutend besser wie die Bewohner der westlichen Comitate, und in dieser Hinsicht thun es ihnen auch die hier wohnenden Slovaken gleich. Während die Zipser im Sommer ihre Felder bebauen und ihre Heerden auf den Bergen hüten, sammeln sie im Winter Tannenzapfen, schauen den spinnenden Weibern zu und verfertigen Leinwand. Allerdings ist die Produktion des letzteren Stoffes nicht mehr so lohnend wie früher, da man in den Städten im Stande ist, diesen Handelsartikel bedeutend billiger herzustellen. Bei festlichen Gelegenheiten tanzen sie den Walzer mit besonderer Vorliebe, doch ist ihnen die Polka und der Czardas gleichfalls bekannt. Eine originelle Sitte, welcher man in den mitteldeutschen Bauerndörfern fast überall begegnet, ist auch bei ihnen zu Haus. In der Nacht vor dem Pfingstsonntag pflanzt der deutsche Bursche seiner Geliebten einen hübschen Baum vor die Thür, den er dem Walde entnommen. Da nun in früheren Zeiten die liebesglühenden Zipser Burschen riesige Kiefern der Erde entrissen, so hat sich die Obrigkeit ins Mittel geschlagen, und jetzt müssen in Folge dessen die jungen Mädchen mit kleinen jungen Birken und Erlen vorlieb nehmen.

An einem freundlichen Morgen, der freudig und beglückend der Nacht entstiegen, sagte ich dem lieblichen Schmecks Lebewohl und fuhr durch den herrlichsten duftigsten Tannenwald hinab in die weite Ebene, wo deutsche Laute an das Ohr tönen und die Deutschen mit dem semitischen Element concurriren. In den Zipser Städten finden sich deutsche Kaufleute neben den jüdischen vor, und auf dem Lande sieht man oft einen stämmigen, dunkelgekleideten Biedermann als Wirth. Zunächst gelangte ich durch einige Dörfer, deren Häuser die Wohlhabenheit

ihrer Besitzer verrathen und wie die Häuser im Lande Arva sorgsam mit Blumen und emporsteigenden Weinranken geziert sind. Nach kurzer Zeit lag das freundliche Kesmark vor mir. Es besitzt ein altes Schloß, welches halbzerstört, seit einem Jahrhundert als Kaserne benutzt wird, früher aber jenem mächtigen, altungarischen Geschlecht gedient hat, dessen Sprößlinge einen unersättlichen Ehrgeiz besaßen und mehr als einmal mit den Erzfeinden des Landes, den Türken, gegen die Habsburger gekämpft haben, den Tököly's. Jetzt liegt das alte Schloß mürrisch und mit offenem Thor gleich einem todten Tiger am Ende der Stadt. Wie die Stadtmauern mit den mächtigen Thürmen, und wie die Herrlichkeit und Macht ihrer einstigen Bundesgenossen, so ist der Glanz des alten Grafengeschlechtes dahin, und die Vergänglichkeit des Irdischen tritt selten so deutlich wie hier vor die Seele des Beschauers. Wie die Pracht des Schlosses verschwunden ist, so hat sich auch Kesmark in ein bescheideneres Gewand gehüllt. Die breite Hauptstraße zeigt nur noch wenig Verkehr, und manches der alterthümlichen Häuser scheint mißgestimmt verkünden zu wollen, daß in den Zeiten, wo die Kesmarker Bürger mit dem köstlichen Ungarwein einen bedeutenden Handel trieben, hier ein anderes Leben und ein anderer Sinn geherrscht. Wie in den übrigen Zipser Städten ist in Kesmark etwas Industrie zu Hause: — Eisenwaarenfabriken, Stärkefabriken, Branntweinbrennereien, etwas Lederwaarenfabrikation; in Georgenberg beschäftigt eine große Striegelfabrik viele Arbeiter, und auch in anderen Orten erheben sich große Essen nebst zugehörigen Gebäuden.

Aber auch in der hochcultivirten Zips vermißt man noch den öffentlichen Betrieb der Schafwoll-, Baumwoll- und Leinenindustrie, nur in den Häusern wird diesen industriellen Zweigen gehuldigt. Es bleibt in dieser Hinsicht den nächsten Decennien noch sehr viel Arbeit aufbewahrt.

Sehenswerth ist in Kesmark die alte protestantische Kirche. Sie ist ein Holzbau aus dem 17. Jahrhundert und erinnert an die Holzkirchen Norwegens. Das colossale Dach liegt auf 4 großen Säulen aus Zirbenholz. Das Innere ist reich mit Malereien und Sprüchen geziert, das Aeußere mit Lehm beworfen und gut getüncht. Sie wurde in jener schrecklichen Zeit errichtet, in der Leopold I. gegen die Protestanten wüthete, der grausame General Caraffa in Ungarn regierte und die Protestanten nur Holzkirchen erbauen durften.

In dieser Gegend sieht man bereits den polnischen Juden. Im langen Kaftan mit den weltbekannten Löckchen und dem hohen schmutzigen Hute sitzt er vor seinem Laden und läßt seine Habichtaugen die Straße hinunterschweifen. Will man dieses Völkchen vollständig kennen lernen, so muß man sich nach Galizien wenden, welches nicht allzu fern hinter Kesmark jenseits der Karpathen beginnt, und wo die Juden zwölf Prozent der Bevölkerung bilden. Auf dem Wege dahin fielen mir die vielen Zigeuner auf. Sie sehen meist überaus zerlumpt und elend aus und wohnen oft in Hütten, welche ziemlich zahlreich nebeneinander stehen. In dem einen Dorfe suchte ein solcher zerlumpter, brauner Geselle mit schwarzem und struppigem Gesicht Mitleid zu erregen, und als sein etwa achtjähriger, mit einem Hemdenfetzen bekleideter Junge eine Silbermünze erhalten, war seine Freude groß. Er ergriff sein quecksilberartiges Söhnchen mit starker Faust am Halse und band ihm in großer Rührung die Münze in den Zipfel des ehemaligen Hemdes. Wenige Minuten später sah ich ihn auf seiner elenden Hütte vor dem Dorfe sitzen und die ganze Gegend bis zum Horizont mit seinen Falkenaugen mustern.

Einige Stunden hinter Kesmark beginnt das Reich der Ruthenen. Die Frauen kleiden sich bei diesen Kleinrussen überaus bunt und dabei mehr theatralisch als malerisch. Sie tragen einen rothen Rock, ein blaues

Kleid und darüber ein wiederum rothes Tuch als Kopfbedeckung. Die Kinder laufen nackt oder halbnackt herum und zeigen jenen aufgeschwemmten Leib, der durch vieles Wassertrinken und durch eine Nahrung, die aus Brod und Kartoffeln besteht, hervorgerufen wird. Bald darauf erreicht man den schwarzen Dunajec und denselben hinabfahrend nach fast zweistündiger Fahrt das polnische Bad Szczawnica, einen hübschen Curort, in dem sich indessen nur Polen und polnische Juden aufhalten. Die Fahrt auf dem herrlichen, stark strömenden Fluß gehört zu den wunderbarsten Partien, die sich dem Reisenden darbieten und nächst der Donaufahrt bei Kasan kann man sie als das Schönste bezeichnen, was das große, weite Ungarland an landschaftlicher Herrlichkeit besitzt. Sicher und ruhig führen die Goralen (Ruthenen des Gebirges) den Reisenden in ausgehöhlten, leichten Baumstämmen hinab. Selbstbewußt und schroff heben sich auf beiden Seiten die dunkeln tannenbewachsenen Berge zu bedeutender Höhe empor, bei jeder der unzähligen Flußmündungen neue Formen und einen neuen Charakter zeigend. Dabei glaubt man stets das Ende des Flusses zu erreichen, weil man ihn seine silbernen Fluthen wohl dem Berge zuwälzen sieht, er aber dort scheinbar verschwindet. Immer dünkt es dem Reisenden, als ob er sich auf einem bewegten Gebirgssee befinde, dessen hohe steile Wände kein anderes Leben einschließen, als die munteren Lachse und Forellen, die derselbe birgt. Niemand, der je diesen Fluß und seine romantische Umgebung geschaut hat, wird die hohen Berge vergessen und die eigene, bezwingende Ruhe, in welche dieselben sich seit Jahrtausenden gehüllt.

Von Kesmark gelangt man in kurzer Zeit nach Leutschau, der Hauptstadt des ganzen Comitates, wo man neuerdings versucht hat, die Spitzenklöppelei einzuführen. Dasselbe besitzt 1000 Einwohner und macht einen städtischen Eindruck. Besonders ist der große Hauptplatz bemerkenswerth. An ihm steht das Comitatshaus und die

Kaserne, vor welcher fröhliche Soldaten die Mägde neckten und dafür mit Wasser begossen wurden. Auf diesem Platz erhebt sich ferner das uralte Rathhaus, das manchen Feind des Landes gesehen haben dürfte, das hübsche Honveddenkmal, die Hauptkirche und die Synagoge.

Die schwerste und traurigste Zeit in der Geschichte dieser Stadt ist unstreitig das Ende des 17. Jahrhunderts. Nachdem die Mißvergnügten unter Emmerich Tököly's Führung elf Jahre gegen die Jesuiten und ihr Heer gekämpft, unterlagen sie, und das furchtbare Blutgericht, ein Schandflecken in der Habsburger Geschichte, begann. Ein ganzes Jahr lang stand in Eperies das Blutgericht, und hier wurden die angesehensten edelsten Ungarn von Ausländern zum Tode geführt. Wer irgend in Ansehen unter seinen Stammesgenossen stand, wer reich war oder Ländereien besaß, wurde vor's Gericht geschleppt und verurtheilt. Die Bürger von Kaschau, Eperies, Tyrnau, Altsohl, Neusohl, Preßburg und Leutschau stellten das größte Contingent der Unglücklichen.

Um Leutschau herum wohnen bereits wieder Slovaken, deren Frauen besonders in der Gegend von Kirchdrauf des Sonntags einen originellen Kopfputz tragen, welcher aus einer Art Krone besteht. Auf dem Vorderkopf ruht ein gelbes, fingerhohes Stirnband, am Hinterkopf erhebt sich, an den Reif befestigt, ein handhoher, leichtbeweglicher, aus unzähligen dünnen Blättchen bestehender Flitter, während am Hals eine Reihe Stifte herabhängt, deren jeder zwei bunte Glasperlen hält. Zu dieser Krone gehört ein fast meterlanges und handbreites, buntes, den Rücken herabhängendes Band. Das Ganze bewahrt die Slovakin sorgsam in einer Holzschachtel auf und öffnet dieselbe nur am Sonntag, wo dann ein grünes, etwas ausgeschnittenes Leibel und ein daran befestigter dunkler Rock gleichfalls ans Tageslicht gezogen werden.

Bei Kirchdrauf bemerkt man auf einer Anhöhe eine überaus stattliche Zahl von schönen Gebäuden, welche

einem leichten Festungswerke gleichen und von den beiden alten Thürmen einer prachtvollen Kirche überragt werden. Das ist das sogenannte Zipser Capitel mit seiner herrlichen Domkirche, welche wunderschöne Glasmalereien und herrliche Altäre ihr eigen nennt. Hier wohnt ein Bischof, an dessen Residenz sich die zehn Domherrenhäuser anschließen, und hier werden die jungen slovakischen Geistlichen herangebildet.

Im Regen fuhr ich wieder hinab und durch fruchtbare Felder nach dem Städtchen Iglo. Die Bauerfrauen zogen barfuß vorüber, sie hatten ihre rothgestreiften, weißen Tragetücher umgeschlagen und boten so dem Regen fröhlich Widerstand. Iglo ist eine freundliche, alte Stadt mit etwa 6000 Einwohnern und war bis 1876 Hauptort des einstigen 16 Zipser Städte-Districts, Provinz genannt. Als Bergstadt besitzt es eine große Bedeutung; gehörten doch zu seiner Berg-Hauptmannschaft nicht weniger als 558 Bergwerke in Zipsen. Trotzdem und trotz der unzähligen Vereine und Aemter kann es dem Schicksal der meisten oberungarischen Städte nicht entgehen: es erscheint dem Fremden todt und einförmig. Der Curiosität halber sei erwähnt, daß nicht weniger als vierzehn Vereine in Iglo residiren. Diese sind: 1. Casino, 2. Fortschritts-Verein, 3. Pomologischer Verein, 4. Imker-Verein, (Bienenzüchter), 5. Landwirthschaftlicher Verein, 6. Schützen-Verein, 7. Feuerwehr-Verein, 8. Dilettanten-Verein, 9. Verschönerungs-Verein, 10. Jagd-Verein, 11. Zipser Lehrer-Verein, 12. Verein zur Hebung der Hausindustrie, 13. Section des Ungarischen Karpathen-Vereins, und Ende gut, Alles gut, 14. Bierbrauerburschen-Verein. Außerdem besitzt diese Weltstadt ein Seminar, ein Gymnasial-Gebäude mit Museum und Turnhalle, ein katholisches und ein evangelisches Schulgebäude, das Rathhaus, das Provinzialgebäude, das Gebäude der Waldbürgerschaft, drei Kirchen, ein Bezirksgericht, eine Sparkasse, eine Creditbank, eine Töchterschule, eine Industrieschule. Es geht

daraus wenigstens hervor, daß die Zips eine der bestcultivirtesten Gegenden Oesterreich-Ungarns ist.

Einige Tage später führte mich in aller Frühe ein slovakisches Bäuerlein mit seinen beiden kräftigen Pferden von Iglo nach dem Süden. Ich hatte ihm am vorhergehenden Tage in einem einsamen, auf der Höhe stehenden Gasthaus kennen gelernt und war mit ihm einig geworden.

In diesem Gasthaus zum „Weißen Lamm“ gerieth ich unvermuthet in eine bunte, echt ungarische Gesellschaft. Abgesehen von meinem Slovaken, der ziemlich wohlhabend war und in seinem neuen hallenen Rock behaglich beim Borovicka saß, waren noch die Abkömmlinge von fünf Nationalitäten beisammen. In der einen Ecke saß mit übergeschlagenem Bein ein Schornsteinfeger. Er rauchte behaglich seine Cigarre, verrieth sich als Deutscher und sprach mit einem ziemlich wohlbeleibten Juden bald deutsch, bald slovakisch. An der Thür lehnte ruhig ein brauner Zigeunerjunge. Stoisch ließ er die Scherzworte eines slovakischen Pferdehüters über sich ergehen, der erst kürzlich dem Militairstand Lebewohl gesagt. Ich selbst saß neben seinem Gefährten, einem nicht uninteressanten Graukopf, der mir in etwas breiter und umständlicher Weise auseinandersetzte, daß er ein Magyar sei und in seiner Jugend als Schneider gearbeitet. Das Geschäft sei indessen nicht gegangen und er habe sich so mit dem Amt eines Pferdehüters vertraut machen müssen. Die originellste Gestalt war ohne Zweifel die des Wirthes. Er war ein großer, überaus stämmiger Mann und glich mit der kurzen Tabakspfeife, dem schwarzen Anzug, dem kurzen starken Schnauzbart und dem biedern, deutschen Gesicht einem echten Gebirgs-Bayern. Am Kamin stand sein kaum zwölfjähriges, überaus volles Mädchen und kochte Würstchen, deren Duft dem armen Zigeunerjungen verführerisch in die Nase zu steigen schien.

Noch am andern Morgen, als mich eine Britschka

von dannen führte, dachte ich an diese bunte Gesellschaft, bis die Berge sich näherten und zur Betrachtung freundlich einluden. Schweigend zogen links und rechts prächtige, dunkle Tannen in dichten Reihen in's enge Thal hinab. Ein kleiner Bach floß zwischen den Gebüschen dahin und an einem zierlichen Häuschen mit rauchendem Schornstein und blauummaltem Fenster vorüber. Am Fuße eines vorgelagerten Berges streckte sich ein winziges Dörfchen aus. Das Ganze erinnerte an die nordischen Landschaften, an den finsteren, sagenreichen Harz. Die uns entgegenkommenden Slovaken trugen die breite Hutkrämpe emporgeschlagen und anliegend, so daß es bei bunter Farbenzusammenstellung dem Turban des Morgenländers geglichen hätte; bei den Frauen dagegen gewahrte ich die hellblaue Schürze, deren Farbe den Zipser Bäuerinnen so gut steht.

Bald befanden wir uns mitten in den Bergen. Auf beiden Seiten traten die schönen, hohen Tannenbäume wieder heran, das Thal verengte sich und das Dörfchen entschwand mit seinen kleinen Häusern, welche sich oft hinter Kohle enthaltenden Hügeln verbargen, meinen Blicken. Dazu herrschte eine Stille, welche nur durch den Gesang einer Drossel unterbrochen wurde, die auf einem Baumstamm saß, und vor der sich einige rothe Fingerhüte huldigend hin und her zu wiegen schienen. Die Bäume wurden immer höher und höher, der Heuduft, der das kleine Thal angenehm erfüllte, verschwand allmählig und die Berge bildeten einen Hohlweg, durch den der schmale Weg führte. Auf der einen Seite erhoben 20 Meter hohe Tannen ihr Haupt, und es schien fast als schauten sie halb unwillig, halb mitleidsvoll auf einige Baumstümpfe herab, welche die Axt des Slovaken hervorgerufen. Auf der anderen Seite rauschte ein munteres Bächlein, welches zuweilen aus dem Dickicht hervorbrach und ganz den Eindruck hervorrief, als sei es von der Natur eigens geschaffen, um mit den ge-

schmeidigen, silbernen Forellen zu spielen. Immer schöner und kräftiger wird der Baumwuchs, immer näher traten die Kinder des Waldes zusammen, zwischen denen sich ein schwarzes Pferd einsam an dem dürftigen Gras erquickte, das nur zu bald in Moos überging. Hierauf führte der Weg bald bergan, bald über eine Brücke, die über den kleinen Bach leitete, der keck und laut lärmend Felsblöcke übersprang. Dann wieder zeigten die Berge ihren breiten Rücken und ihre von grauen Wolken theilweise umhüllten Gipfel. Selten begegnete uns ein Leiterwagen oder Slovaken, welche hier wohlhabender ausschauen, fast nie Trinkerphysiognomien besitzen und sich nicht wie ihre Brüder nur von Kartoffeln und Kraut nähren. Nachdem wir das Läuten einer nahen Heerde vernommen, von der wir jedoch kein einziges Stück sahen, gelangten wir auf die Höhe des Gebirges und fuhren nun durch einen jähabfallenden Hohlweg in's Thal. Rechts und links öffneten sich herrliche, stille Thäler, und die ganze Gegend war so verlockend, daß man den Wunsch nicht unterdrücken konnte, hier tagelang die herrliche Luft zu athmen. Nachdem wir den geheimnißvollen Hohlweg passirt, ohne daß ein Bär sich zwischen den Felsblöcken und alten Bäumen gezeigt, gelangten wir in ein anmuthiges, etwas feuchtes Thal, und hier sahen wir nach langer Zeit wieder menschliche Wohnungen. Eine Meierei und ein kleines Dörfchen mit Holzkirche, aber hübschem Pfarrhaus, eine Mühle wurde passirt, und wir erreichten das Thal der Göllnitz.

Tannen begrüßten uns, so herrlich und frisch, daß der finsterste Melancholiker sie heiter und fröhlich betrachten müßte, und bald sahen wir im Norden originelle Felspartien, an welchen der Wanderer von Poprad aus vorüberkommt. Nach kurzer Fahrt befanden wir uns auf der Höhe, welche wie so häufig ein einfaches Kreuz bezeichnete, und die köstlichste Ausschau war errungen. Eine Menge Hügel und Berge lagen vor uns und in den verschiedensten Abstufungen amphitheatralisch hintereinander.

Die Sonne beschien sie hell und freundlich und ließ die Felder und die entholzten Stellen hell erscheinen, während einzelne Wälder als schwarze Punkte hervortraten. Zu unseren Füßen lag das freundliche Dobschau. Slovaken begegneten uns mit schwerbeladenen Wagen, welche von vier Pferden oder von ebenso vielen Ochsen gezogen wurden. Es waren echte Betyarengestalten darunter. Sie trugen die weite ungarische Hose nebst darüber liegender Schürze, das kurze Haar und den charakteristischen hohen Ledergurt.

Einige Stunden nördlich von der Stadt befindet sich die weltberühmte Eishöhle, welche von Schmeckser Badegästen fleißig besucht wird und in der That staunenswerthe Formationen aufweist. Dobschau selbst ist eine uralte Stadt und derjenige Ort des wunderbaren Gömörer Comitates, in welchem sich in alten Zeiten Deutsche niedergelassen, wohingegen den Juden erst seit 1848 gestattet worden, sich hier Hütten zu bauen, resp. Häuser zu kaufen.

Das erwähnte Gömörer Comitat ist die ungarische Krim. Während sich im Norden düstere Schweizerlandschaften, groteske Felsparthien, unheimliche Tannenwälder, Krummholz und Moosparthien vorfinden, gleicht der Süden dieses wunderbaren Ländchens einem Paradiese. Hier gedeihen alle Sorten von Obst, hier wächst neben dem Tabak und dem Mais die Melone, hier haben sich die Berge mit den herrlichen Weinranken bedeckt, und während die nördlich wohnenden Slovaken sich mit Bergbau beschäftigen müssen, bebauen die südlich wohnenden mit den Magyaren die überaus fruchtbaren Felder.

Die Fahrt von Dobschau nach Rosenau führt durch die herrlichste Landschaft und an den blühendsten Feldern vorüber. In der Zips und in den nordwestlichen Comitaten gedachte man erst in zwei bis drei Wochen mit der Ernte zu beginnen, hier war man mitten in ihrer Arbeit. Ueberall zeigten sich die Arbeiter und Arbeiterinnen

in langen Reihen mit dem Fällen des Getreides beschäftigt. Auch Ruthenen waren zu dem Zweck aus ihrer nördlicher gelegenen Heimat erschienen, die Frauen an der grellen Kleidung, die Männer an dem runden Hut mit rothem Bändchen erkennbar. Zahlreiche freundliche Dörfer zeigten sich, dunkle, erzhaltige Berge und herrschaftliche Besitzthümer! Slovaken führten eine lange Reihe von Wagen, deren jeder mit vier weißen Ochsen bespannt war, vorüber, halbschlafende Burschen fuhren im Leiterwagen daher, Zigeuner lagen am Wege oder saßen in einem kleinen, von einem magern Pferde gezogenem Wäglein! Dazu sang die Lerche ihr Lied, das Korn wogte hin und her und zahlreiche Geschirre mit Kohle gefüllt zogen von schwarzen Gestalten geführt vorüber!

Auch bedeutende Eisenwerke sind hier zu finden, ihr Ertrag ist für das ganze Land und für ganz Europa von großer Wichtigkeit. Führt doch die österreichisch-ungarische Monarchie jährlich 200,000 Centner Eisenwaaren ein und 600,000 Centner aus! Alles deutete darauf hin, daß jenes Land nahe, in dem der stolze Magyar behaglich ausruht, und in dem sich ein Boden befindet, so fruchtbar wie selten einer, so fruchtbar, daß er fast keiner Pflege bedürftig ist. Rosenau ist ein überaus freundliches und schönes Städtchen. Der neue Thurm der großen Kirche leuchtet weithin, und das bischöfliche Palais giebt dem Marktplatz einen besonderen Reiz.

Hinter dem Städtchen wurde die Straße einsam, und ich hatte Muße, die vier Meter hohen Getreidehaufen, welche in Trupps von acht bis zehn nebeneinander standen, zu betrachten. Von hohem Fels schaute ein wohlerhaltenes Schloß auf die stattlichen Steinhäuser eines Dorfes herab, und nach kurzer Zeit führte mich der Weg über einen hohen Berg und in ein von Magyaren bewohntes Thal.

Die Straße mahnte an einige niedere Pässe der Alpen, und das von den letzten Strahlen der schei-

denden Sonne noch leise berührte Thal war still-romantisch. Weit und breit waren die Berge mit Wein bedeckt, während auf den herrlichen Feldern alle Sorten von Feldfrüchten wuchsen und Magyaren dieselben bearbeiteten. Es ist ein finster und stolz dreinschauendes Volk, diese Magyaren! Während der Slovake sein bleiches, schlichtes Gesicht rasirt, läßt sich der Magyar den schwarzen Schnurrbart stehen, und oft genug würde er in demselben wie ein echter Türke erscheinen, wenn er statt des leichten, kleinen Strohhutes einen Turban oder ein Käpsel trüge. Als es dunkelte erreichte ich Torna, einen magyarischen Marktflecken von 2000 Einwohnern, der zugleich Hauptort der kleinen Tornaer Gespannschaft ist, die nur aus Bergen und Thälern besteht. Von hier an wohnen bis Kaschau Slovaken und Magyaren im bunten Gemisch.

Die Sonntagstracht der hiesigen Slovaken ist sehr geschmackvoll und entspricht ihrer Wohlhabenheit. Die Frauen und Mädchen lieben ein sehr buntes Leibel, in welchem sich grüne und rothe Farben in Gemisch mit Goldstreifen vorfinden, und unter denen rothe und blaue Streifen querlaufen, die zum Schluß als Schürzenbänder dienen. Auf der Stirn tragen sie entweder ein einfaches schwarzes Band oder ein rothgestreiftes Kopftuch; an den Füßen gewahrt man hohe, rothe Stiefeln. Die Tracht der Burschen ist überaus sauber. Sie kleiden sich zumeist von oben bis unten weiß. Um den Hals liegt ein schwarzes Tüchelchen mit rothen Enden, auf dem Kopf zeigt sich ein kleines, rundes Hütchen. Manche tragen auch hellblaue Westen mit unzähligen Knöpfen besetzt, und auf dem Rücken mit rothen Stickereien versehen. Die Wirthe der hiesigen Gegend, und insbesondere die Deutschen, haben eine seltsame Sitte eingeführt. In ihrem Hause fungirt häufig ein junges Mädchen, meist Jüdin, als Kellnerin und Empfangsdame, und für diesen einträglichen Posten ist dieselbe gezwungen, dem Wirth jährlich eine bestimmte Summe zu entrichten.

Am andern Morgen führte mich mein Kutscher und seine kräftigen Pferde nach Kaschau. Wie gewaltig war doch der Unterschied zwischen diesem letzten meiner slovakischen Pferdeknechte und jenem ersten, der mich durch die Ebene des Preßburger Comitates geführt! Während jener halbbetrunken, mit ausdruckslosem Gesicht auf seinem Sitze hockte, deutete dieser in seinem ganzen Auftreten und mit seinem gutgenährten Gesicht an, wie wohl sich die hiesigen Slovaken befinden, und wie sie durch diese fruchtbare Gegend und den beständigen Umgang bereits magyarische Gewohnheiten und Anschauungen in sich aufgenommen.

Prozessionen von dreißig bis vierzig Bäuerinnen begegneten uns; sie sangen andächtig und laut und trugen ihre weißen Säcke auf dem Rücken. Junge Burschen schauten ihnen lange nach, welche auf dem Felde bereits arbeiteten und mit ihren weißen Schürzen wie Mädchen aussahen. Einzelne Pußten flogen sodann vorüber, neben denen der Hirt auf den brachliegenden Ruhefeldern seine Heerde weidete. Das Wort Pußta bedeutet eigentlich Leere, Oede, ist heutzutage indessen gleichsagend mit Meierei, Meierhof. Es bezeichnet ein in der Ebene liegendes Gehöft nebst zugehörigen Gebäuden, welches von Feldern, stellenweise auch von sandigem Land umgeben ist.

Nachdem die Sonne mit echt südlichem Feuer die Landschaft beschienen, und der Staub sich mit dem Dunst der Atmosphäre vermengt, erreichte ich Kaschau, eine der schönsten und wichtigsten Städte Oberungarns. Diese alte Stadt der Gepiden und Quaden birgt in ihrem Schoße die Vertreter der verschiedensten Völker, welche hier in lebhaftem Treiben ihren Unterhalt suchen. Da findet man den stolzen Magyaren, den fleißigen Zipser, den eingewanderten Nord- und Süddeutschen, den schlichten Slovaken, den Ruthenen, den Wallachen, einige Italiener, den geschäftigen Juden und in zwei Gassen wohnend eine Menge Zigeunerfamilien, deren Häupter

als vorzügliche Musikanten dem Kaschauer Einwohner schon manche frohe Stunde bereitet. Dazu besitzt Kaschau schöne Straßen, einen herrlichen Dom, eine reizende Umgebung, das oberungarische Museum und schöne Frauen, welche feurig und verführerisch um sich blicken. — Der Katalog des Oberungarischen Museums führt nicht weniger als 23,000 verschiedene Nummern an. Man hat mit vielem Fleiße Münzen, Mineralien, Waffen, Bücher, Siegel und andere Sachen zusammengestellt und geordnet. Nur eines hat man bisher unbeachtet gelassen, was doch Manchen vielleicht interessiren dürfte und wofür eine spätere Zeit gewiß recht dankbar sein würde: eine Sammlung der oberungarischen Volkstrachten. Es ist gewiß recht schön und lobenswerth, daß man für Mineralien und Münzen ein so großes Verständniß und eine solche Sammellust an den Tag legt, aber ich meine, es wäre nur eine Pflicht unserer Zeit und des Kaschauers speciell, wenn er die Leibel und Hauben der Bäuerinnen hier aufstellte, und so dem Künstler kommender Zeit das Begreifen der heutigen Generation und deren Empfinden, Denken und Leben erleichterte.

In Kaschau endet die slovakische Welt, und als mich am Abend das Dampfroß nach dem Südwesten führte, war ich gezwungen, aus dem Lande der Rastelbinder zu scheiden, aus einem Lande, in welchem ich bei monatelangem Aufenthalt nur harmlose, schlichte Gebirgsbewohner gefunden, die unter ungünstigen Verhältnissen einer Veränderung ihrer Lage geduldig, wie kein anderes Volk, entgegensehen, und welche, wenn nicht industrielle Thätigkeit und verbesserte Volksbildung als rettende Factoren auftreten, einem unvermeidlichen Rückschritt verfallen sind.

Leipzig, Frankenstein u. Wagner.

Bemerkungen.

Seite 7 und Folge schreib: Szulyov, Borovicka, Fackov, Cicman und lies: Suloff, Borowitschka, Fatschkoff, Tschitschmann.
Seite 9. Das damalige Pannonien umfaßte das südwestliche Ungarn, das damalige Dacien, das heutige Königreich Rumänien und Siebenbürgen.
Seite 36 lies Trenchinensis.
Seite 50 lies Hatvan.

Druck von Frankenstein und Wagner in Leipzig.